

Westafrika

Senegal – Gambia – Guinea-Bissau

Reisetagebuch

(Dakar → Ziguinchor → Bissau → Bijagos-Archipel → Kolda →
Georgetown → Banjul → Saint-Louis)



1. Februar – 1. März 2006

Mittwoch, 1. Februar / Berlin-Dakar.

Abflug – nein, nicht von Tegel, auch nicht von Schönefeld, sondern von Berlin-Tempelhof. Der älteste in Betrieb befindliche Verkehrsflughafen der Welt; das weltweit drittgrößte zusammenhängende Gebäude: Tempelhof ist ein Bauwerk der Superlative, und der Start in dem schon fast ausrangierten Flughafen, den ich mir zuvor nur mal während eines Sonntagsspaziergangs angesehen hatte, ist ein fast mystisches Ereignis für mich. Die riesige, 100 Meter lange Abfertigungshalle, die man aus Filmen kennt, jetzt ist sie ge-



Unsere Route (rote Linie).

spenstisch leer und für das, was sich hier noch abspielt, völlig überdimensioniert. In einem Glaskäfig brütet jemand einsam über seinen Akten. Der bevorstehende Abbruch ist überall zu spüren, die paar Menschen verlieren sich unter dem hohen Dach. Was der mit einem Blick überschaubare Flugplan noch an Flügen anzeigt, wird von kleinen Fluggesellschaften angeboten, die an die Ostsee oder nach Konstanz fliegen. Die *dba* transportiert Beamte von Bonn nach Berlin und zurück. Steinquader, große Säulen, die die Halle umgrenzen: Nazi-

architektur – oder noch ein Nachspiel der Neuen Sachlichkeit der 20er Jahre. Mitten in der Halle eine Gepäckausgabe, als käme hier immer nur ein Flugzeug an.

Das Restaurant neben dem Ausgang zu den Flugsteigen ist noch geschlossen, aber im Foyer finden wir eine kleine Bar, die frisch belegte Brötchen anbietet. Um 3.15 Uhr sind wir aufgestanden. F. begleitet mich, um meinen dicken Wintermantel wieder zurückzubringen, schließlich fliegen wir in die Wärme Afrikas. Draußen Eiskälte, auf den Straßen eine dünne Schneeschicht. Zeit für einen Kaffee.

Die überdimensionierte Toilettenanlage im Untergeschoss – gekachelte Wände wie im Schwimmbad. Wer pinkelt hier noch? Seit 1940 sind von Tempelhof aus Flüge in alle Welt gegangen, 1948/49 die Luftbrücke, aber jetzt ist seine Zeit endgültig vorbei.



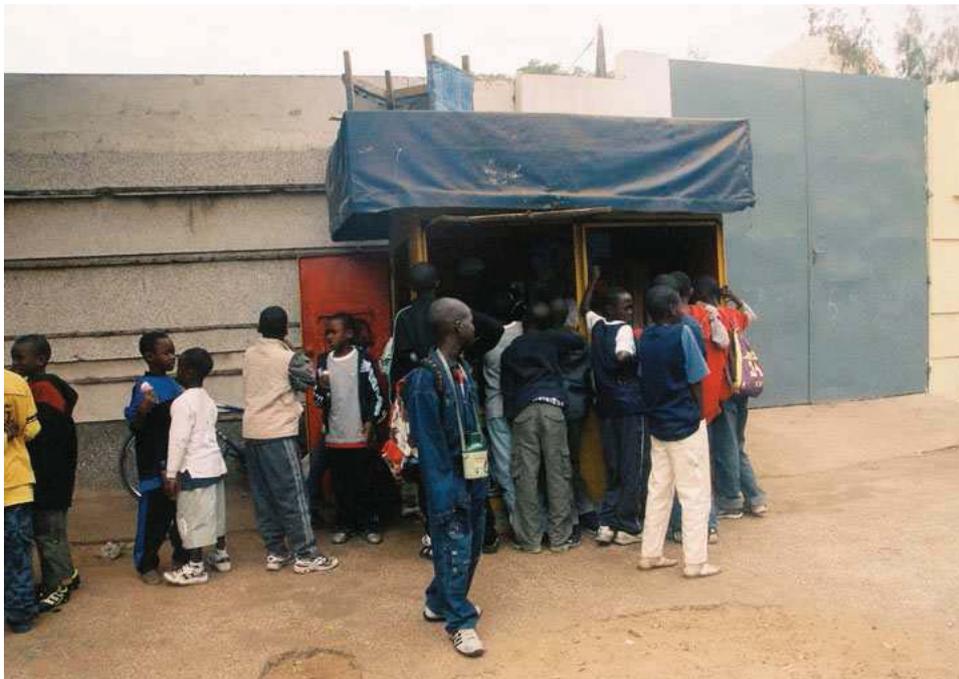
Afrikanische Einheit? Unsere Reise führt in drei kleine Länder: Senegal (französischsprachig), Guinea-Bissau (portugiesischsprachig) und Gambia (englischsprachig) ...

In Brüssel, wir fliegen mit *Brussels Airlines*, großes Chaos. Wegen des dichten Nebels erteilt uns der Brüsseler Hauptflughafen in Zaventem keine Landeerlaubnis. Der Flieger kreist eine Stunde über der Stadt, weicht dann auf den kleinen *Charleroi Aéroport* im Süden Brüssels aus. Dort gibt es keinerlei Infos, wie es weitergehen soll, keiner spricht Englisch, keiner kümmert sich um die Fluggäste. Klar macht man uns nur, dass wir die mit weißer Kreide gezeichneten Linien nicht überschreiten dürfen. Mühsam finden wir heraus, dass wir unsere Koffer selbst weitertransportieren müssen. Wir werden in einen Bus verladen, der aber nur ein paar Blocks weiterfährt. Schlotternd stehen wir mit unseren dünnen Sommerklamotten auf der Straße, bis sich endlich ein Angestellter der *Airline*, der vermutlich als Sicherheitsbeamter von Tempelhof mitgeflogen war, unserer annimmt. Mit seiner Hilfe erwischen wir endlich den richtigen Bus, der uns nach Zaventem bringt. Eine Stunde Fahrt in einem eiskalten Gefährt. Währenddessen hat der freundliche Helfer sich ans Telefon gehängt und Gott sei Dank herausgefunden, dass der Flieger auf uns warten wird. Im Flughafen dann erneut Hektik. Alle Schalter von *Brussels Airlines* sind geschlossen. Ein Angestellter, den wir gerade noch erwischen, weiß von nichts, erreicht auch telefonisch niemanden mehr, schickt uns aber dann doch zum richtigen Schalter, wo uns ein Gepäckträger endlich die Koffer abnimmt, die wir die ganze Zeit mitgeschleppt haben. Hier findet sich auch unser Helfer wieder, der

uns unterwegs verloren hatte. Erleichtert fallen wir in unsere Sitze, Afrika rückt wieder näher und die Dritte Welt hat diesmal schon in Europa begonnen.

Unser Flieger, der von Dakar weiter nach Monrovia fliegt, startet mit 105 Minuten Verspätung. Nach sechs Stunden beginnt der Anflug auf unser Ziel. Vom Atlantik biegen wir in Richtung der Landzunge ein, auf der Dakar liegt, der Startpunkt unserer Reise durch drei Länder Westafrikas. Vor uns erstreckt sich ein weites Meer weißer, kubischer Häuser, ein eindrucksvolles Bild, aber ich fürchte, mit der Realität da unten hat es nicht viel zu tun.

Drei Länder sollten es sein, die H. und ich diesmal bereisen wollten, Senegal, Gambia und Guinea-Bissau. Die Route hatten wir in langen, alkoholischen Abenden ausgetüftelt. Senegal, das schien uns ein guter Einstieg für Afrika-Novizen, die wir trotz unseres Malawi-Mosambik-Urlaubs vor zwei Jahren immer noch waren. Senegal, das war wie ein Kompromiss. Im Vergleich zu anderen Ländern hatte es an Landschaft und kulturellen Denkmälern weniger zu bieten, aber es verkörperte das, was wir uns zutrauten und worauf



Jugendliche in Dakar.

wir Lust hatten, weil wir bei aller Neugierde auch Urlaub und Erholung nicht zu kurz kommen lassen wollten. Klar, dass dann schnell Gambia hinzukam, dieses winzig kleine Land, das kleinste in Afrika, das auf seinen Landseiten vollkommen vom Senegal umschlossen wird. Aber wie konnten wir mit

diesen beiden kleinen Ländern vier Wochen füllen, zumal uns die Touristenstrände an der Küste nicht interessierten? Die Nachbarländer im Norden und Osten, Mauretanien und Mali, hatten wir im Vorfeld schon aussortiert. Im Süden aber, da lagen nur noch Guinea und Guinea-Bissau, die uns beide auf den ersten Blick recht unzugänglich schienen.

Das änderte sich mit einem *Senegambia*-Reiseführer, der im Anhang einen kleinen Exkurs über das *Bijagos-Archipel* enthielt, diese Inselgruppe, die so weit weg von aller Zivilisation zu liegen scheint. Wir lasen zwar, dass Touristen Guinea-Bissau so gut wie nicht besuchten, aber es hieß auch, das Land sei sicher zu bereisen. Inzwischen hatten wir auch erfahren, dass die *Casamance*, die lange umkämpfte Provinz im südlichen Senegal, wieder befriedet sei, der Weg nach Guinea-Bissau schien also frei. Danach versuchte ich zum ersten Mal, das Land in einen Reiseplan einzubauen. Und siehe da, es klappte! Es drängte sich sogar regelrecht auf. Denn bot es sich nicht an, zunächst einmal die Küste hinunterzujuckeln, von Dakar nach Ziguinchor, von dort weiter nach Bissau zu fahren, um von der guineischen Hauptstadt die Überfahrt auf den Archipel zu organisieren – die Rückfahrt dann aber durch das Hinterland zu machen, um von Ost nach West den *Gambia River* hinunterzufahren, und schließlich in Banjul, der gambischen Hauptstadt, den Kreis zu schließen? Was aus dieser Route herausfiel, war nur Saint-Louis, das senegalesische Juwel nahe der mauretanischen Grenze, das wir unbedingt besuchen wollten, aber das würden wir dann eben mit einem Abstecker von Dakar aus zum Schluss anhängen.

Das klang gut, das war in vier Wochen bequem zu schaffen und damit würden wir gleich drei Sprachzonen durchqueren, das französische *Sénégal*, das britische *the Gambia* und das portugiesische *Guiné-Bissau*, das uns ganz besonders reizte, weil uns vor zwei Jahren in Ostafrika das lebenssprühende Mosambik so ausnehmend gut gefallen hatte. Was jetzt noch blieb, außer all den Feinheiten der Planung, war die Hoffnung, dass die Fähre zwischen Dakar und Ziguinchor wieder fuhr, die uns den zwölfstündigen, mühsamen Landweg ersparen würde ...

Der *Aéroport International Leopold Sedar Senghor* ist viel kleiner, als ich erwartet hatte. Nachdem wir die Kontrollen problemlos passiert haben, vor dem Flughafen ein wuseliges



Blick von der *Corniche*. Idyll ...

Gedränge von Menschen. Als hätten sie den ganzen Tag auf uns gewartet, belagern uns Scharen von Geldwechslern und Taxischleppern. Wir verzichten darauf, uns schon hier mit der einheimischen Währung vertraut zu machen. Senegal ist Mitglied in einem Währungsverbund, dem auch Guinea-Bissau angehört, so dass wir auf unserer Reise in zwei Ländern die

gleiche Währung vorfinden werden. Nur in Gambia wird es anders sein. Das Land, das mitten im Senegal liegt, will sich 2006 ebenfalls einem Währungsverbund anschließen, allerdings einem Verbund englischsprachiger Länder. Das ist Afrika mit seinen eigentümlichen kolonialen Prägungen.

Früher stand der *CFA-Franc* (*Franc de la Communauté Financière d'Afrique*) in einem festen Kurs zum französischen Franc. Heute entsprechen 1000 CFA etwa 1,52 Euro. Es ist jedoch kein Problem, am Flughafen ein Taxi zu finden, das die europäische Währung akzeptiert. Unser Taxifahrer, mit dunkler Sonnenbrille und dem runden Käppi, das ihn als Moslem ausweist, hat sich mit seinem langen, grauen Kaftan hinters Steuer gezwängt. Wir handeln ihn von 15 auf 12 Euro herunter.

Die Vorstadtviertel, durch die wir fahren, zersiedelt, strukturlos. Kaputte, aufgerissene Straßen, weite staubige Sandflächen, die sich bis zu den zurückliegenden Häusern hinziehen, nirgendwo Grün. Viele Bauruinen – nackter Beton, leere Fensterhöhlen –, die aber bewohnt werden. Eine junge Schwarze stakst in Stöckelschuhen durch den Sand.

Wir haben uns ein Hotel in der Altstadt herausgesucht, das *Hotel Océanic* in der Rue de Thann, das einen angenehmen Eindruck macht. Im ersten Stock, in dem wir unterkommen, führt ein offener Außengang an den Zimmern vorbei, von dem wir über die Hinterhöfe des Viertels blicken.

Erster kleiner Gang durch die Altstadt. Bei jedem Halt belagern uns junge Männer, die uns irgendetwas anbieten und nur schwer loszuwerden sind. Überraschenderweise ist es relativ kühl, kaum 20 Grad. Sollte ich mich wieder so verschätzt haben wie im vergangenen Jahr in Mexiko? Ich ziehe mein langärmeliges Hemd wieder an, es ist das einzige mit langen Ärmeln, das ich mitgenommen habe.

Abends haben wir keine Lust mehr, durch die Stadt zu laufen, die uns noch ganz unvertraut ist. Wir essen im nahe gelegenen, schicken Restaurant *Le Dagorne*. Nach französischer Sitte kommt die weiße Dame des Hauses an unseren Tisch und begrüßt uns mit ein bisschen Konversation, die wir Gott sei Dank nicht verstehen. Noch ein Absacker an der Hotelbar, wo nur noch ein müder Kellner herumhängt, dann sinken wir erschöpft in unsere Betten. Wer hätte gedacht, dass sich der aufregendste Teil dieses ersten Tages in Belgien abspielen würde?

Donnerstag, 2. Februar / Dakar.

Frühstück im schönen Innenhof unseres Hotels. Baguette, Croissants mit Marmelade und zum guten Kaffee gibt es sogar noch einen Orangensaft. Am Hafen suchen wir nach einem Verkaufsstand, um die Tickets für die Fähre nach Ziguinchor zu besorgen. Es klappt tatsächlich! Das Schiff fährt und auch Plätze sind noch zu bekommen. Das war unser Traum ge-



wesen, der Transfer nach Ziguinchor per Schiff, der uns den Landweg ersparen würde. Erst am vorletzten Tag vor der Abreise hatte ich eine Information darüber im Internet entdeckt. Eine Abbildung des strahlend neuen Fährschiffes, Preise, Zeiten, Reisekonditionen, alles stand da schwarz auf weiß – die nach dem Untergang der legendären *Joola*

... und Armut.

eingestellte Verbindung war angeblich im November letzten Jahres wieder aufgenommen worden. Aber Zweifel waren uns geblieben. Und jetzt stehen wir vor dem Schalter und erstehen für 27 Euro pro Person die Tickets für zwei offene Schlafplätze, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt ... Besser als mit einem geruhsamen Schiffstransfer kann eine Reise kaum beginnen.

Mit einem Taxi lassen wir uns zum Viertel *Plateau* fahren, einem der ältesten Stadtteile Dakars. Der Taxifahrer ist ein Schlitzohr, der seine mangelnden Sprachkenntnisse als Vorwand nutzt, um noch einen englischsprachigen Kumpel aufzuladen, den er erst nach mehrfachem Umkreisen des Blocks findet. Sein Partner schüttelt mir gleich besitzergreifend die Hand. Sich als Reiseführer ausgehend, quatscht er uns die Ohren voll mit all den Schönheiten Dakars und des Senegal. Als das Taxi hält, drehe ich den Spieß einfach um, schüttle ihm auch die Hand – *good bye, my friend* –, und schon sind wir wieder draußen.

Ruhiges Viertel mit kolonialen Villen aus der Gründerzeit, die sich hinter viel Grün verbergen. Am zentralen *Place Soweto* ruft uns aufgeregt gestikulierend ein Schwarzer hinterher. Mächtige Zahnlücken entblößend, strahlt er uns an. Ob wir denn nicht mehr wüssten, wer er sei? Es stellt sich heraus, dass er uns aus Mosambik kennt, wo er angeblich den Südafrikaner begleitet hat, den wir dort mehrfach getroffen haben. *The world is small*, ruft er immer wieder freudestrahlend aus und kann sein Glück gar nicht fassen. Bis dann das dicke Ende kommt. Seine Mutter liege im Krankenhaus, erzählt er uns, er habe sie in einer dreitägigen Autofahrt aus Bamako hierher gebracht, jetzt fehle ihm das Geld für die Rückreise.

So lüchelt er uns mit seiner euphorischen Geschichte, der kaum zu widerstehen ist, sage und schreibe 6000 CFA ab. Natürlich verspricht er, das Geld heute Abend wieder im Hotel zurückzugeben ... Im Nachhinein haben wir uns gefragt, ob wir ihm im Laufe des Gesprächs nicht alle Details aus Mosambik selbst verraten haben. Aber eigentlich waren es dazu zu viele.

Wir geraten in eine belebtere, quirlige Gegend. Viele Geschäfte, die Straße ist voll mit Verkaufsständen. Aber die Leute sind lästig, jeder will einem irgendetwas verkaufen, und man wird sie kaum wieder los. Einer zerrt mehrfach an meinem Hosenbein, wo ich mir einen langen schwarzen Fleck eingefangen habe, und lässt nicht los, bis ich ihn schimpfend davon scheuche. Wahrscheinlich wollte er mir die Wäscherei seiner Schwiegermutter empfehlen. Obwohl die Leute einen freundlich ansprechen, bleibt die Höflichkeit schnell auf der Strecke, wenn man keine Chance hat, seine „Bekanntschaft“ wieder los zu werden.



Die *Wilis* verbindet die Hauptstadt des Senegal mit der Casamance.

Als wir am Präsidentenpalast einen Augenblick stehen bleiben, um im Reiseführer zu blättern, fordert uns ein Wachmann auf weiterzugehen.

Wir gelangen zur *Route de la Corniche*, der endlos langen Küstenstraße im Osten des Landzipfels, auf dem Dakar liegt. Schöne Blicke die Steilküste hinunter zum Meer. Die Strände sind fast leer. Ein paar Schwarze bereiten sich ihr Essen zwischen den Felsen, überall liegt Müll. Schicke, gepflegte Villen, hinter hohen Mauern verborgen. Vor den teuren Restaurants und Bars lungern schläfrige Wächter herum. Ein Stück weiter Hotelhochhäuser.

Die *Corniche* führt zum Hafen, der mit seinem 10 km langen Kai zu den größten Häfen Westafrikas gehört. Dort geht sie in den quirligen *Boulevard de la Libération* über. Mit meinem Teleobjektiv versuche ich ein paar Frauen zu fotografieren, die auf der anderen Straßenseite in einem in ein Hafengebäude eingelassenen Mauerlädchen sitzen. Trotz der Entfernung keifender, lautstarker Protest. Ein Mann, der gerade die Straße überquert, zuckt entschuldigend mit der Schulter. Bisher habe ich zur Stadt noch keinen fotografischen Zugang gefunden, die Abwehr, die ich überall spüre, macht mich unsicher.

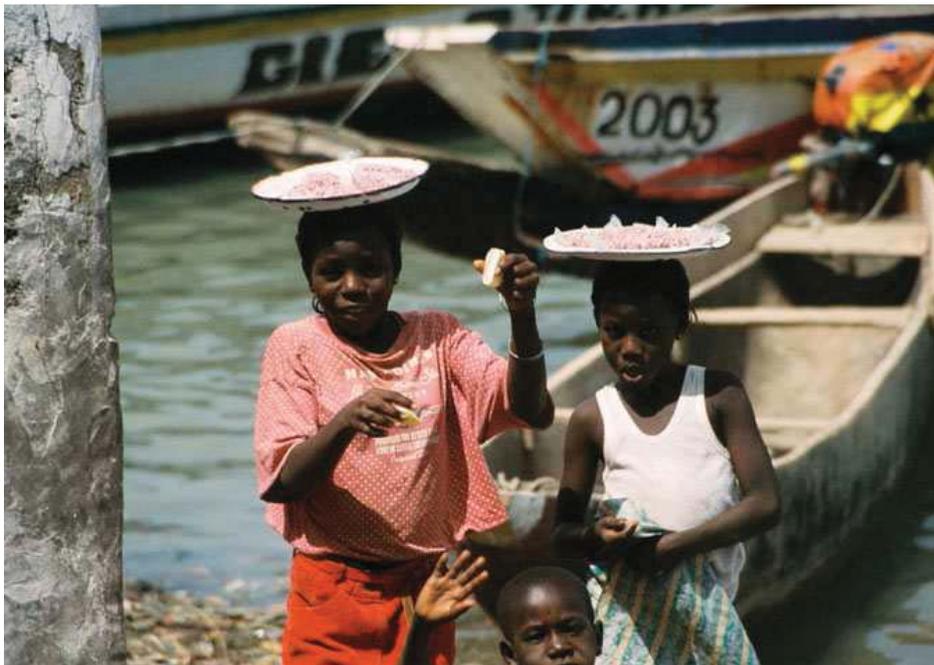
Über der Stadt kreisen unzählige schwarze und rote Milane. Sie lieben den Müll.

Kleiner Bummel über den *Kermel-Markt*. Das schöne Jugendstilgebäude mit maurischem Dekor brannte 1993 ab, wurde aber vollständig neu aufgebaut. Die Fischstände sind schon fast abgeräumt, alles ist im Aufbruch begriffen. Um den Markt herum zahlreiche Stände mit Kunsthandwerk. Auch hier wird man ständig angesprochen, es ist schlimmer als in Kuba, so dass wir schnell wieder fliehen.

Um 16 Uhr wissen wir nichts Rechtes mehr zu unternehmen und ziehen uns für ein Bier und zur Siesta in unser Hotel zurück. Ich bin froh, dass wir morgen weiterfahren können. Dakar ist wie eine Wand, in der ich keine Tür finde. Die Stadt kommt mir abweisend und fern vor, unnahbar wie die Menschen, die sich nicht fotografieren lassen wollen. Die Stadt wirkt modern, doch ohne ein echtes Zentrum gewinnt sie für mich kein wirkliches Profil. Ich sehe nur weiße Kästen, die in der Gegend herumstehen. Aber ich bin auch gerade erst mal einen Tag hier.

Abends lassen wir uns in ein Restaurant fahren, das für seine senegalesische Küche bekannt sein soll. Gegen 20.30 Uhr beginnt es sich allmählich zu füllen. Auf der Karte stehen allerdings nur wenige einheimische Gerichte, den größten Teil machen französische Spezialitäten aus. Ich esse eine köstliche passierte Fischsuppe für 2000 CFA und *Gambas* in Knoblauchbutter mit leckeren grünen Bohnen. Solche passierten Suppen gibt es auch von Gemüse, sollte ich mal nachkochen!

Danach landen wir zufällig wieder in derselben Restaurantkneipe, in der wir schon mittags die langbeinigen senegalesischen Bedienungen bewundert hatten. Wegen des veränderten Lichts erkennen wir die Kneipe allerdings erst nach einer Weile wieder.



Straßenverkäufer am Hafen von Ziguinchor.

Freitag, 3.
Februar / Dakar-
Ziguinchor.

Bis uns um 16 Uhr der Bus zur Fähre bringt, könnten wir uns noch ein wenig in der Stadt herumtreiben, doch wir haben keine Lust mehr auf Unternehmungen. Koffer abstellen und noch mal zur *Corniche* spazieren, das ist in Ordnung, obwohl ich dabei mit Hemd, Unterhemd und

Jacke, die ich für die Schifffahrt schon angezogen habe, mächtig ins Schwitzen gerate. Auf dem langen Bootssteg eines Edelrestaurants schlagen wir bei Zitronen- und Tomatensaft die Zeit tot, lesen ein wenig und genießen die entspannte Stimmung mit Blick aufs Meer. Als wir gehen, Trubel im Restaurant. Die weiß befrackten Kellner, eine Schar hüpfender Pinguine, fallen sich in die Arme und ergehen sich in Freudensprüngen, alle sind schier aus dem Häuschen. Auch in der Stadt Hupkonzerte und Jubel überall, wildfremde Menschen rufen sich über die Straße begeistert etwas zu. Senegals Fußballer haben gerade im *Afrika-Cup* gegen Guinea gewonnen.

Der Bus fährt uns zum Schiffsbahnhof, wo unser Gepäck verladen wird. Wir warten in einer kahlen, grauen Wartehalle. Dann endlich sehen wir sie, groß und weiß liegt unsere Fähre am

Kai. Die *Willis* fasst rund 500 Passagiere, aber noch sind nicht einmal die Hälfte der Plätze belegt. Man weist uns unser Lager zu, zwei Schlafliegen in einem großen, offenen Saal. Erst einmal ein Bier trinken ...

Bis die Fähre gegen 19 Uhr abfährt, wird sie dann doch noch voll. Im Aufenthaltsraum, in dem sich auch eine kleine Bar befindet, ist ein ständiges Kommen und Gehen, mit Decken im Arm eilen die Leute umher und suchen ihre Schlafplätze. Vor dem kleinen Speisesaal stehen schon Schlangen. Hinten füllt sich langsam die Kabine mit den Schlafsesseln, auf denen man billig übernachten kann. Viele ältere Leute und Familien haben sich bereits zum Schlafen niedergelassen.



Fischerboote am Casamance.

Währenddessen läuft in dem großen Aufenthaltsraum ein Gewaltfilm nach dem anderen. Vielleicht hätten wir doch – für 26 000 CFA – eine der 4er Schlafkabinen nehmen sollen, dann könnten wir schon mal ins Bett gehen. Doch es gibt kaltes Bier und eine Menge zu beobachten, und wir genießen das alles wie Kino. Es ist ein buntes Völkchen, das sich hier jetzt noch herumtreibt. Viele junge Leute. Einem Zweimetertyp, den es unentwegt von Tisch zu Tisch treibt, schlabbert unter der offenen Jacke ein rotwollenes, fast knielanges T-Shirt hervor. Mit ihrer wiegenden, lauernden Art sich zu bewegen, als wären sie permanent auf dem Sprung, auf der Suche nach etwas, sind mir die einheimischen Burschen nicht sehr sympathisch. Nach Mitternacht leert sich der Raum allmählich, ein paar Typen hängen noch die Bierdose in der Hand schlapp vorm Fernseher.

Als wir endlich ins Bett gehen wollen, hat eine junge Frau mit einem winzigen Baby im Arm einen unserer Liegeplätze okkupiert. Unter Nachhilfe eines Angestellten räumt sie ihn aber anstandslos und rutscht auf die Nebenliege. Endlich ausstrecken! Ein stechender Geruch nach menschlichen Ausdünstungen durchzieht den großen Saal, in dem die Liegen dicht an dicht stehen. Aber noch ist keine Ruhe. Der Ehemann der Frau taucht auf und zettelt eine Diskussion mit dem Personal an. Im Hochgefühl meines wohl erworbenen Rechts stelle ich mich erst einmal schlafend. Als ich dem Angestellten dann aber mein Ticket zeige, zieht der Mann brummelnd von dannen. Während H. schon die ersten Schnarcher von sich gibt, äuge

ich noch ein paar Mal vorsichtig, ob die Frau wohl ihr Baby gut festhält, dann schlafe auch ich endlich ein.

Samstag, 4. Februar / Ziguinchor.

Morgens macht sich im Schlafsaal früh Unruhe breit. Um acht Uhr stehen wir auf, keine Chance, länger zu schlafen. Schlaftrunken erheben wir an der Theke ein Baguette mit Marmelade und Kaffee, dann zieht es uns nach draußen, wo uns schon laue Luft umfängt. Während langsam die Sonne durch die Wolken bricht, zieht das Schiff mit eintönigem Dröhnen der Motoren gemächlich dahin.

Wir biegen in den Casamance ein. Der breite Fluss, dessen Namen auch die Provinz trägt, schleppt sich träge durch eine flache Savannenlandschaft. Ab und zu kleine Dörfer. Vor den mit Stroh gedeckten Hütten liegen Fischerboote. Flamingos und Pelikane stehen am Ufer.



Die Casamance war lange umkämpft. Eierverkäuferinnen vor Graffiti.

Für H. beginnt jetzt die Zeit der Vogelbeobachtung.

Nach 16 Stunden Fahrt kommen wir gegen Mittag in Ziguinchor an. Wenig später sitzen wir schon mit einem Glas Zitronensaft auf der schönen Terrasse des *Hotel Le Perroque*, das, nicht weit vom großen Schiffsbahnhof entfernt, direkt am Casamance

liegt. Doch eigentlich wollen wir nur so schnell wie möglich unter die Dusche. Der arrogante Boy lässt uns jedoch ungerührt eine Ewigkeit warten. Er müsse Essen machen, behauptet er und wirft uns ab und zu ein lässiges *bientôt* zu. Gegen 14 Uhr können wir endlich unser Zimmer beziehen, ein karges, weiß getünchtes und gefliestes Apartment, das ebenerdig im Garten des Hotels liegt.

Kleiner Spaziergang aus dem Zentrum heraus am Casamance entlang. Es ist deutlich wärmer als in Dakar, doch die Hitze ist gut auszuhalten. Dutzende von Pirogen liegen am Ufer, Boote in jeder Größenordnung, die meisten mit schönen, sattfarbenen Ornamenten bemalt, eine wahre Farborgie. Auch hier lassen sich die Menschen nicht gern fotografieren. Trotzdem habe ich während dieses kleinen Bummels zum ersten Mal das Gefühl, langsam im Urlaub anzukommen. Hinter dem pittoresken Idyll verbirgt sich freilich ein harter Überlebenskampf der Fischer, für die der senegalesische Staat auf großen Schildern Hilfsprogramme annonciert.

Am *Gare maritime*, wo wir angekommen sind, ein kleiner Gedenkplatz für die am 26. September 2002 vor der gambischen Küste gesunkene Passagierfähre *Le Joola*. Die Vorgängerin der *Willis*, die seit 1990 zwischen Dakar und Ziguinchor Passagiere beförderte, war für 550 Fahrgäste, 13 Fahrzeuge und 250 Tonnen Fracht ausgelegt. Ihr Untergang, der offiziell 1863 Todesopfer forderte, während nur 65 Menschen überlebten, war das größte

Schiffsunglück seit dem Untergang der *Titanic*. Er führte zu einer schweren politischen Krise im Senegal und zur Entlassung der Regierung. Danach wurden die Sicherheitsbestimmungen erheblich verschärft, unsere *Wilis* war zweifellos nicht überladen.

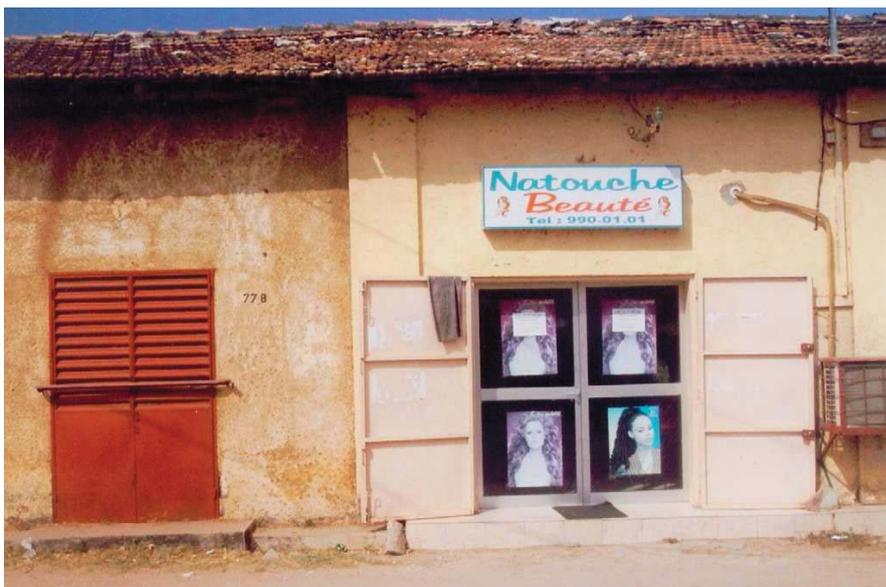
Die Hauptstadt der Provinz Casamance, die rund 100 000 Einwohner zählt, ist das Zentrum des südlichen Senegal und ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt, über den auch der Verkehr



Unterwegs in Ziguinchor: Kampf ...

karren zockeln über den Asphalt, alles geht seinen gemächlichen Gang. Die Menschen sind zurückhaltend und freundlich, keine Spur mehr von der Aufdringlichkeit, die uns in Dakar so gestört hat.

Unterwegs ein seltsames Erlebnis. Als H. sich umdreht, um mir einen farbenprächtigen Schmetterling zu zeigen, treffen sich unsere Blicke mit denen einer dunkelhäutigen Frau mit Rastalocken, die uns gerade zuvor entgegengekommen war. Im Glauben, wir sähen ihr



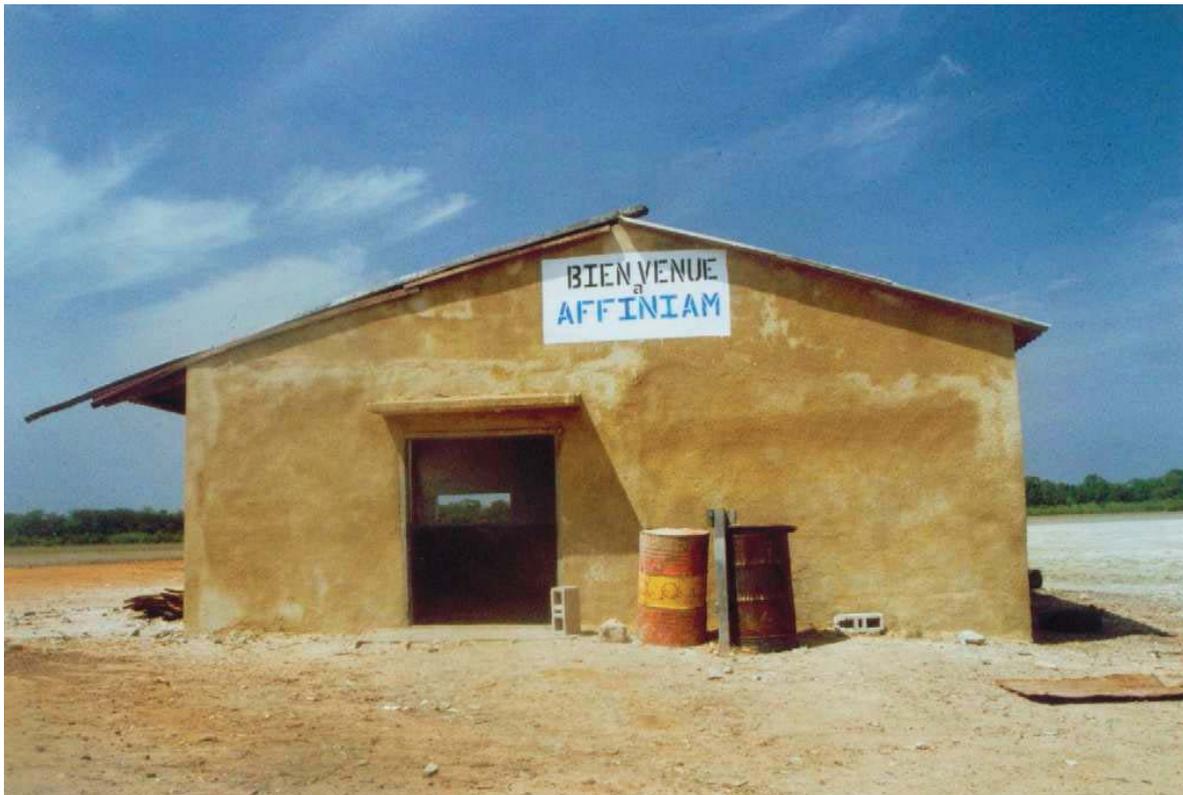
... und Schönheit.

nach Kapstadt, Amsterdam und London, wo ihre Schwester wohne, auch in Hannover sei sie mal gewesen. Ihr eigentliches Ziel sei ein Festival auf den Kapverden. Dort sei es leichter, als Sängerin Geld zu verdienen, doch für die Reise fehle ihr das Geld.

nach Guinea-Bissau fließt. Hier führt eine Brücke über den Casamance. Alte Handelshäuser und breite Alleen lassen die koloniale Vergangenheit spüren, über die sich das quirlige Leben einer westafrikanischen Kleinstadt gelegt hat, die noch viel Dörflichkeit spüren lässt. Frauen in langen, weißen Gewändern balancieren Wäschekörbe auf dem Kopf. Meckernde Ziegen werden über die staubigen Straßen getrieben, Esels-

nach, kehrt sie um und spricht uns an. Sie erzählt uns, sie habe in Gabun studiert und ursprünglich Rechtsanwältin werden wollen, doch dazu habe ihr Geld nicht gereicht. Sie möchte in Ziguinchor als Sängerin und Tänzerin arbeiten, was im Senegal nirgendwo einfach, in Dakar wegen der großen Konkurrenz aber ganz und gar unmöglich sei. Sie erzählt von Reisen

Zwischendurch bietet sie mir eine kostenlose Massage an. Als wir von unserem Ziel Guinea-Bissau erzählen, ruft sie begeistert: *Nehmt mich doch mit, dort ist auch ein Festival! Ich bin verheiratet*, werfe ich ironisch ein. Sie empört sich, dies läge ihr fern, ob wir denn nicht eine intelligente Reisebegleiterin zu schätzen wüssten. In der Tat: Was uns davon abgehalten hat, sie gleich abzuschütteln, war, dass sie einen sehr wachen und selbstständigen Eindruck machte und mit ihren gut dreißig Jahren einen eigenwilligen Charme ausstrahlte. Mit viel Spott macht sie sich über die Frauen lustig, die nur heirateten, um nach Europa zu gelangen. *Heirat? Ein Gefängnis!* Sie spricht sehr offen über Sex, zum Beispiel, mit einer mokanten Handbewegung, über ihre *Orangen*, die zu klein fürs Sex-Business seien. Obwohl sie neben der gabunesischen auch die senegalesische Staatsangehörigkeit besitze, werde sie in Ziguinchor übrigens, weil sie nicht das *Djolloff* der Einheimischen spreche, als Ausländerin behandelt. Auf dem Markt müsse sie wie die Touristen mehr bezahlen. Zum Schluss verabschiedete ich mich schnell mit Handschlag, während sie mir noch aufgeregt *it's true, it's true* hinterherruft.



Auf Landpartie im Senegal ...

Wir runden den Tag ab, indem wir die Bootsexkursion für morgen absprechen. Vor unserem Hotel bietet uns ein *Guide* für 30 000 CFA eine Tour an, die von 10-18 Uhr dauern soll. So steht es auch in dem Flugblatt, das er uns in die Hand drückt. Zu dem Burschen entwickeln wir gleich Vertrauen.

Abendessen auf unserer Hotelterrasse. Schöner Blick über den Fluss, auf dem Pirogen und Segelboote vor Anker liegen.

Sonntag, 5. Februar / Ziguinchor.

In rote Schwimmwesten gepackt, brechen wir gegen 10 Uhr zu unserer Exkursion auf. Unser freundlicher Führer, in seinem Handzettel als *gentil guide Boubacar* bezeichnet, stammt aus Kolda in der *Haute Casamance*. Da werden wir auf dieser Reise auch noch hinkommen. Als wir in den wackligen Einbaum steigen, der keinen Dachschutz hat, malt H. erst einmal ausführlich die Gefährlichkeit solcher Boote an die Wand. Bei seinen zwei Fahrten mit einem Einbaum sei er beide Male ins Wasser gefallen ... Wie immer gefährlich unser Gefährt ist: Aus einem Stück gearbeitet, ist es eine faszinierende Handarbeit, für die mal ein Riesen-

baum hergehalten haben muss. Man sieht noch genau die Einkerbungen, wo die Messer angesetzt haben, und die runde Form wirkt absolut perfekt.

Boubacar fährt uns zur *L'île aux oiseaux*, einer von Mangroven bestandenen Insel, die von den breiten Armen des Casamance umschlossen wird. Unzählige Vögel stehen am Ufer oder sitzen in den Bäumen. H. zeigt mir rosa Pelikane, Flamingos, Reiher, Störche, Kormorane, diverse Limikolen, Bienenfresser, Schlangenhalsvögel, Brachvögel, Fisch- und Schreiadler und viele mehr. Er ist jetzt dazu übergegangen, die Vögel mit ihren lateinischen Namen zu bezeichnen, ich verstehe gar nichts mehr.



Dorfleben.

Unser erstes Landziel ist das animistische Dorf *Djilapao*. Schon vor der Abfahrt hatte man uns zwei Tüten mit Bonbons verkauft, die wir jetzt an den Mann bringen sollen. Der Führer hat uns aber eingeschärft: Immer nur ein Bonbon pro Person! Wir sehen jedoch nur wenige Dorf-

bewohner, die wir beglücken könnten. Boubacar führt uns zu einer Hütte, wo die Familie auf uns Touristen schon zu warten scheint. Ob jung, ob alt, jeder erhält sein Bonbon, und die Alten freuen sich genauso darüber wie die Jungen. Ich komme mir ein bisschen vor wie im Zoo, doch die Leute begrüßen uns ganz selbstverständlich und sind glücklich mit ihrem kleinen Geschenk. Nur die Großmutter fordert Geld, als wir sie fotografieren wollen. Mit 75 Cent ist sie zufrieden.



Im Haus des Künstlers.

Ein sandiger Weg führt uns durchs Dorf. Der ausgedörrte Boden ist mit hohen, trockenen Gräsern bewachsen, ein paar Büsche, dazwischen *Baobabs*, die berühmten Affenbrotbäume, und die ebenso mächtigen *Fromagers*, die wir von den Baobabs kaum unterscheiden können. Die Lehmhütten sind mit Stroh gedeckt, aber wir sehen weiterhin kaum Menschen.

In einem zweistöckigen Lehmhaus zeigt Boubacar uns das Werk eines einheimischen Künstlers. Die bunt bemalten Lehmplastiken und -reliefs, mit denen er seine Räume gefüllt hat, drücken mit naiver, erotisch aufgeladener Symbolik eine tief empfundener Naturverbundenheit aus. Eine dralle Blondine räkelt sich im bunten Bikini, einer Frau, die sich zu



Großmutter steht Modell.

einem Trog hinunter bückt, fasst ein Affe unter den nackten Hintern. Daneben Szenen aus dem Alltag der Bevölkerung, und immer wieder hat der Künstler dargestellt, was ihn umgibt: Küchenwerkzeug, die Früchte des Meeres und des Waldes, und die Tiere, mit denen die Menschen leben und von denen sie abhängig sind.

In dem katholischen Dorf *Affiniam*, unserer nächsten Station, legen wir im *Campement Diaméor Diamé* eine Mittagspause ein. Das aus Lehm gemauerte, mit Wellblech gedeckte Rundhaus umschließt einen offenen Innenhof, von dem aus ein Rundgang zu den einzelnen Wohnungen führt, in denen auch Touristen untergebracht werden. Mit solchen *Campements*, die besonders im Süden Senegals und in Gambia verbreitet sind, versucht der Staat, eine sozialverträglichere Form des Tourismus zu realisieren.

Mir kommt das etwas aufgesetzt vor. Wen zieht es wirklich in solche Lager, außer vielleicht ein paar hartgesottene Gutmenschen, die aber auch vorher sicher nicht mit Neckermann gereist sind. Befördert das wirklich ein besseres Verständnis füreinander oder erzeugt es nicht nur die Illusion davon? Ich fürchte, da stoßen zwei Welten aufeinander, die in Wirklichkeit kaum kompatibel sind und während eines drei- oder sechswöchigen Urlaubs auch nicht kompatibel gemacht werden können. Die ehrlichste und schonendste Form des Tourismus ist die Kasernierung in Touristengettos.

Wie so oft wäscht auch hier eine Hand die andere – die Dienstleistungen der einzelnen Stationen, die wir durchlaufen, sind zu jedermanns Vorteil sorgfältig aufeinander abgestimmt. Wir sollen, so die Planung, hier Pause machen und Fisch essen. Wir begnügen uns um

diese frühe Zeit – es ist 14.30 Uhr – aber lieber mit einem kleinen, lecker in einer Senf-vinaigrette mit Zwiebeln angemachten Tomatensalat. Mit knusprigem Baguette ist das genau das Richtige zum frühen Nachmittag.

Das für seine *Fromagers* bekannte Dorf wird von der katholischen Kirche dominiert. Auf dem Kirchplatz ein mächtiges, sehr westlich anmutendes Kreuz. Auf meine Frage bekennt sich Boubacar als Moslem. Christen und Moslems lebten im Senegal ohne Probleme miteinander. Nicht weit von der Kirche entfernt liegt die Schule, ein langgestreckter, einstöckiger Quader mit einem großen, sandigen Schulhof davor. In einem Klassenraum malen gerade



Auf dem Schulhof.

zwei Schüler Aufgaben an die Tafel. Gegenüber den aus Lehm gebauten Häusern der Animisten machen die Hütten in Affiniam einen deutlich wohlhabenderen Eindruck. Viele sind aus Stein gemauert und die Dächer sind mit Wellblech gedeckt. Es gibt auch mehr Kinder als in *Djilapao*. Nach Überwindung der ersten Scheu lassen sie sich gern fotografieren. Ein paar wenige wagen eine zögernde Berührung mit der Hand. Boubacar bittet uns um Abzüge der Fotos, die wir machen, um sie an die Kinder verteilen zu können. Alle Kinder sind begierig auf ein Bonbon, sie umringen uns, die Hände ausgestreckt. Doch kein Kind fordert mehr als ein Bonbon oder versucht uns auszutricksen. Sie zeigen uns sogar die Kinder, die noch keine Bonbons erhalten haben. Ein kleiner Junge, den wir übersehen haben, weint. Auch nach Geld fragt keins der Kinder. Mangelnder Kontakt zu Touristen kann das nicht sein. Die Disziplin der Kirche?

Als wir zurückfahren, hat die Meeresflut, die sich bis hierher auswirkt, den Pegel des

Casamance schon so weit ansteigen lassen, dass der schmale Uferstreifen vor den Mangroven vollständig verschwunden ist. Wir fahren durch schmale, lauschige Nebenarme, die sich durch das Hochwasser gebildet haben, zurück. Erinnerung ans Donaudelta, auch an den Ausflug von Krabi. H. entdeckt einen *Heiligen Ibis* und den *Afrikanischen Rieseningfisher*, was ihn zu Freudenausbrüchen treibt.

Direkt neben unserer Absteige liegt das noble *Hotel Kadiandoumagne*, in dessen weitläufigem Garten eifrige Hausangestellte damit beschäftigt sind, noch die winzigsten Papierschnipsel aufzusammeln. Auf dem langen Bootssteg haben wir heute früh wunderbar gefrühstückt. Der Service ist deutlich besser und die Atmosphäre angenehmer als in unserem Hotel. Jetzt sitzen wir windgeschützt auf den Holzplanken des Piers, kurieren mit Zitronen- und dem hier überall verbreiteten Pampelmusensaft unseren Durst und schreiben Tagebuch. Langsam setzt die Dämmerung ein. Die Boote auf dem Casamance sind in ein zauberhaftes Abendlicht getaucht. Zum Abendessen ziehen wir uns unter die Überdachung zurück, wo es Licht gibt. Als Vorspeise genieße ich eine aromatische, sehr französische *Crevettenmousse*

auf Ei, der ein zart gegrillter *Thiof* folgt, eine lokale Zackenbarschart mit leckerem, saftigem Fleisch. H. wird ein etwas trockenes Filet vom *Capitaine* serviert, einem Flussbarsch, der bis zu drei Meter lang werden kann und ein bisschen wie Thunfisch schmeckt. Dazu wie üblich das leichte Bier aus Dakar, das den schönen Namen *La Gazelle* trägt und in 0,63-Literflaschen ausgedient wird.



Aids ist auch im Senegal präsent.

Montag, 6. Februar / Ziguinchor.

Zerrädert und von Mücken zerstoichen aufgewacht. Die Nacht war der pure Horror. Als wir gegen Mitternacht zu Bett gehen wollten, mussten wir feststellen, dass ein Fenster nicht verriegelt war und sich auch nicht verriegeln ließ. Wir haben es notdürftig mit einem Stück Papier befestigt. Bin dann lange nicht eingeschlafen.

Wir suchen das Konsulat von Guinea-Bissau, um uns unsere Visa ausstellen zu lassen. An dem im Reiseführer genannten Ort entdecken wir es jedoch nicht. Ein paar Leute, die aber in Wirklichkeit auch nicht Bescheid wissen, schicken uns hin und her. Schließlich signalisiert uns ein uniformierter Mann, ihm zu folgen. Er bewegt sich dabei in einem solchen Zeitlupentempo, dass ich es kaum ertrage, an seiner Seite zu bleiben. Er zeigt uns ein Gebäude, in dem wir jedoch nur das französische Konsulat entdecken. Doch wir sind trotzdem richtig. Eine Angestellte, die gerade aus der Tür tritt, weist uns etwas mokant an Schuttbergen vorbei zu einem ungesicherten Treppenaufgang nebenan. Im Obergeschoss ein kahler Raum mit niedrigen, gepolsterten Sitzbänken ringsherum, das Konsulat. Auch bei der freundlichen Dame hinterm Schalter, über dem ein Porträt des Staatsgründers Amical Cabral hängt, fragen wir uns, wie man es schaffen kann, sich so langsam zu bewegen. Dennoch: In nicht einmal zehn Minuten haben wir unsere Visa. Von der Straße aus sehen wir dann auch an der Brüstung oben das winzige, verblasste Schild, welches das Konsulat anzeigt.

Spaziergänge durch die Stadt. Auf dem Kirchplatz vor der katholischen Kirche fährt ein Eselskarren vor. Kinder drehen sich auf einem Karussell. Eine nahe gelegene Schule hat gerade einen Pulk älterer Schülerinnen entlassen, die in ihren blauen Schuluniformen die

Straße entlangziehen. Als ich nach dem Urlaub die Fotos von ihnen sichte, die ich mit Teleobjektiv aufgenommen hatte, stelle ich fest, dass einige Mädchen sehr ungehalten in meine Richtung schauen. Auch hier erleben wir häufig Abwehr gegen das Fotografieren. Ein kurz geschorener junger Mann mit Brille, der uns auf einem Eselskarren begegnet, schüttelt ernst seinen Kopf, als er meine Kamera sieht. Als ich in einem Kleingewerbegebiet von der Straße aus einen 100 Meter entfernten großen Reisberg fotografiere, auf dem gerade Arbeiter den Reis in Säcke abfüllen, verlangt ein Passant in aggressivem Ton 2000 CFA für die Fotos. Wir lachen ihn aus und lassen ihn stehen. Ziguinchor ist ein wunderbarer Ort, um in Afrika anzukommen, doch auch hier sind die Menschen bei Weitem nicht so zugewandt, wie wir es vor zwei Jahren in Mosambik erlebt haben.



Angler am Casamance.

Eine endlos lange Brücke führt über den Casamance aus der Stadt hinaus in Richtung Dakar. Angler halten lange Angelschnüre ins Wasser, in dem es von Fischen nur so wimmelt. Hinter der Brücke beginnt ein sumpfiges Mangrovengelände. Am Straßenrand verrostete Autoteile, über den schlammigen Boden laufen unzählige kleine Krebse. Wir gehen wieder zur Stadt zurück.

Im Hotelrestaurant nebenan ein leckerer Salat aus Tomaten, Gurken, Zwiebeln, geraspelten Möhren und Roten Beeten mit einer würzigen Vinaigrette. Zu jedem Getränk werden hier Erd- oder meist Cashewnüsse gereicht, die auch auf der Straße überall in kleinen Tütchen verkauft werden. Hier in „unserem“ Restaurant bekommen wir manchmal noch einen kleinen Teller mit leckeren, säuerlich angemachten Gurken, Tomaten und Möhrenstreifen dazu.

Kleine Rast in unserem Zimmer, das wir am Morgen wegen des defekten Fensters gewechselt haben. Morgen brechen wir nach Guinea-Bissau auf!

Dienstag, 7. Februar / Ziguinchor-Bissau.

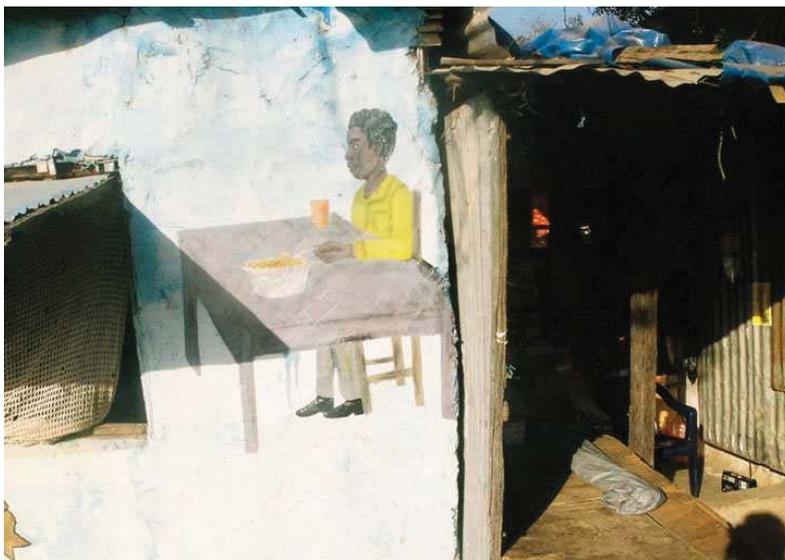
Wieder eine schlechte Nacht – H. hat Probleme mit seiner Nase. Um sechs Uhr schellt der Wecker. Draußen ist noch alles dunkel, doch vorm Nachbarhotel schiebt schon ein Boy Wache, der uns ein Taxi zum Busbahnhof besorgt. Dort erwartet uns jedoch kein Minibus,

wie wir erwartet hatten. Man weist uns eine große, viertürige Limousine mit drei Sitzreihen zu, in der gerade noch zwei Plätze für uns frei sind. Sieben Leute passen da rein, drei in die Mitte, drei nach hinten und einer neben den Fahrer. Wir quetschen uns in die mittlere Reihe. Links außen neben mir sitzt bräsig ein junger, feister Moslem in schmutzig weißem Kaftan. Er gibt keinen Zentimeter von dem Platz frei, den er sich erobert hat, sieht während der ganzen Fahrt stur nach vorn. Aber das kann ich auch.



Die senegalesische Grenzstation (Foto: H.)

Kolonialherren das Leben in der Provinz. Noch in den 1990er Jahren lieferte der Volksstamm der *Mandingos*, der für die Unabhängigkeit der Casamance kämpft, dem senegalesischen



Unterwegs in Guinea-Bissau: Restaurant in São Domingos.

Soldat auf einem Motorrad angebraut. Mit Hilfe einiger Fahrgäste beseitigt er die Sperre, die man im Übrigen mühelos auf einem Nebenweg hätte umfahren können.

Zahlreiche Fußgänger und Fahrradfahrer begleiten uns auf unserem Weg zur Grenze. Nach ein paar hundert Metern der nächste Halt. Eine schäbige Baracke, die senegalische Grenzstation. Die viel größere, offensichtlich geräumte Grenzwatche direkt daneben ist von Gewehrkugeln durchlöchert, ein stummer Zeuge der vergangenen Unruhen. Nach kurzer, routinierter Passkontrolle werden wir durchgewunken. Dann die Zollstation von Guinea-Bissau – ein offener Holzverschlag. Auf einer wurmzerfressenen, wackligen Holzbank müssen wir unsere Koffer öffnen und dürfen sie gleich wieder schließen, um sie über den staubigen Asphalt zur Passkontrolle zu ziehen, einer Steinbaracke ein paar hundert Meter weiter.

Eine für hiesige Verhältnisse gute, asphaltierte Straße. Wo Schlaglöcher den Weg erschweren, haben sich kleine Nebenpfade in den rötlichen, mit Schotter gespickten Sand eingefahren. Es sind fast nur noch Taxis, Kleinbusse und Laster unterwegs. Die Landschaft wird

An der Stadtgrenze versperren verrostete Benzinfässer, über die Äste gelegt sind, die Aus- oder besser Einfahrt zur Stadt. Vermutlich sind das noch Nachwehen der Unruhen, die es bis vor Kurzem unmöglich gemacht haben, das senegalesische Grenzgebiet im Süden zu besuchen. Die Franzosen haben die Casamance erst 1884 den Portugiesen entrissen und ihrer Kolonie Senegal angeschlossen. Lange Zeit prägten Aufstände und blutige Strafexpeditionen der

Staat heftige Gefechte. Erst mit dem Friedensschluss von 2004 hat sich die Lage so weit beruhigt, dass wir erwägen konnten, die Casamance in unsere Reise mit einzubeziehen.

Wir warten, was passiert. An offenen Straßenständen kaufen sich die Passagiere kleine Küchlein, die wir nicht identifizieren können, die wir uns aber auch nicht recht trauen zu probieren. Sie werden uns auch nicht mit allzu großer Überzeugung angeboten, man kennt die vorsichtigen Europäer. Kurz vor acht Uhr kommt ein

abwechslungsreicher: Wald, offene Steppen, Sümpfe, Tümpel. H. meint, jetzt müsse eigentlich nur noch ein Elefant oder eine Giraffe aus dem Busch treten ...



Mit der Fähre über den *Rio Cacheu* ...

langsam ungeduldig, aber er bleibt ungerührt, redet auch mit niemandem. H. hat sich derweil auf dem Außengang auf den Boden gesetzt, wird aber von einem ruppigen Beamten gleich wieder hochgeschleucht. Dafür bringt uns ein freundlicher Junge eine Bank, auf der wir uns niederlassen können.

Bei São Vicente überqueren wir mit einer großen Autofähre den trägen *Rio Cacheu*, der 50 Kilometer weiter westlich in den Atlantik mündet. Auf der Fähre bieten Händler Nüsse, Orangen und anderen Reisebedarf feil. Eine Frau holt aus einer großen Plastiktruhe eine



... und das Dorf wartet auf Geschäfte.

die Schiffe be- und entladen werden. Die Frauen tragen lange, bunte Kleider oder lange Röcke und Blusen. Wenn sie Hosen tragen, was nur wenige tun, sind sie schon von der Stadt infiziert.

Unser Taxi hat es nicht mehr auf die erste Fähre geschafft. Wir haben uns jedoch schon übersetzen lassen und warten auf einer Bank im Schutz einer Hütte. Das Dorf ist jetzt tot, auf der staubigen, in der Sonne glühenden Sandpiste hat sich ein Geier niedergelassen. Erst als sich die Fähre wieder nähert, beginnt das Leben neu zu pulsieren. Ich quetsche mich wieder neben den schmutzigen Kaftan. Noch ein kurzer Stop in Bula, wo Wasser nachgefüllt wird. Zum Neustart muss der Wagen angeschoben werden, alle Passagiere (bis auf uns) legen

In São Domingos Polizeikontrolle, alle müssen aussteigen. Der 1482 von den Portugiesen gegründete Grenzort war die erste von Europäern errichtete Siedlung in Schwarzafrika, die verschlafene Hauptstraße wird von alten Kolonialbauten gesäumt. Der vorn sitzende Mann im roten Kaftan, der sein bärtiges, bebrilltes Intellektuellengesicht unter einem Kopftuch verbirgt, hält sich endlos lange in der Kontrollstation auf. Die anderen Fahrgäste werden

sehr begehrte Süßigkeit, eine Art runder Pfannkuchen, der prall in dünne Plastikfolie gepackt ist. Die Leute essen ihn, indem sie mit den Zähnen die Folie aufziehen, die Fitzel ausspucken und dann den Kuchen aus der offenen Folie in winzigen Stücken quasi einsaugen. Beidseits des Flusses, entlang einer breiten Sandstraße, haben sich Kleinhändler in Hütten niedergelassen. Sie leben anscheinend nur vom Fährbetrieb, von den langen Wartezeiten, wenn

sich ins Zeug. Wenig später, gegen 15 Uhr, erreichen wir Bissau. Rund acht Stunden haben wir für die Strecke gebraucht, die nicht einmal 200 Kilometer umfasst.

An einem endlosen, quirligen Straßenmarkt außerhalb des Stadtzentrums werden die ersten Fahrgäste hinausgelassen. Am Ende bleiben nur noch wir übrig. Zu unserer Überraschung erweist es sich als schwierig, in der Stadt ein Hotel zu finden. Wir sind erschöpft von der anstrengenden Fahrt, außerdem hungrig. Fröhlichmorgens in Ziguinchor war noch alles geschlossen und wir haben den ganzen langen Tag lang nichts gegessen. Vier Adressen fahren wir ab, die aber alle belegt sind. Da so gut wie keine Touristen nach Guinea-Bissau fahren, tippen wir auf *Expats*, die sich hier breit gemacht haben. Schließlich landen wir in der *Pensão Central*, einer Backpackerabsteige, die wir bei der Vorsichtung aussortiert hatten.



In der Nähe des *Pidjiguiti*.

Die mit 20 000 CFA pro Zimmer unverschämte teure Unterkunft ist auch unter dem Namen *Pensão Berta* bekannt. Berta ist eine alte Portugiesin, die das Haus seit Urzeiten zu bewirten scheint und uns mit der nonchalanten Gleichgültigkeit einer Frau begrüßt, die weiß, dass sie sowie so schon alles gesehen hat. Die Pension nimmt den zweiten und dritten Stock eines großen, kastenförmigen Wohngebäudes ein. Durch die breiten, von schmiedeeisernen weißen Gittern umgrenzten Außengänge, die die Etagen umlaufen, strahlt sie viel Flair aus. Unser Zimmer ist riesig groß, mit breiten, ausgelegenen Betten und einem direkten Zutritt zum Außengang. Es gibt Gemeinschaftsbäder, von denen das angenehmere außen angebaut ist und nur über den Außengang erreicht werden kann. Da das fließende Wasser häufig ausfällt, stehen große Wasserkübel mit Schöpfkellen bereit. Strom wird stundenweise vom hauseigenen Generator erzeugt, aber wann es Licht gibt, ist nie wirklich vorherzusehen.

Die Pension liegt im Zentrum der Stadt neben der schlichten katholischen Kathedrale und direkt an der *Avenida Amílcar Cabral*, die das Zentrum vom Präsidentenpalast bis zum Hafen schnurgerade durchschneidet. Nach einem kleinen Imbiss in einem Restaurant, das wir in der Nähe unserer Pension gefunden haben, schlendern wir zum Hafen hinunter, den wir schon von der Pension aus sehen konnten. Im Führer ist die Rede von prächtigen Grünanlagen, die einmal an der Hafensperrmauer gestanden hätten. Das ist heute kaum noch vorstellbar. Kaputte Straßen und zerfallene Häuser zeugen vom Niedergang einer Hafens-

stadt, die trotz ihrer rund 350 000 Einwohner kaum noch Bedeutung hat. Am Kai uralte, verrostete Kähne, denen man nicht zutrauen mag, noch fahrtüchtig zu sein. Ein schief im Wasser liegendes Schiffswrack rostet seit Jahren vor sich hin. Fotografieren dürfen wir die Pracht aber nicht, ein sich wichtig tuender Militärpolizist verbietet uns das mit großer Geste. Hier also, am *Pidjiguiti* genannten alten Hafen, soll unsere Fähre zum Bijagos-Archipel abfahren. Wir beginnen zu ahnen, warum die Überfahrt als durchaus nicht einfach beschrieben wird.



Der zerstörte Präsidentenpalast.

In entgegengesetzter Richtung zurückschlenkernd, werden wir mitten in die Geschichte des Landes katapultiert. Im Norden des Zentrums mündet die *Avenida Amilcar Cabral* in den großen *Praça dos Heróis das Nacionais*, hinter dem leicht erhöht der frühere Präsidentenpalast steht. In der Mitte des Platzes ein großes, hässliches Frauenstandbild, ein Denkmal für die Heroinnen der kolonialen Befreiung. Denkmal und Palast sind voller Einschusslöcher. Die Scheiben des Palasts sind zersplittert, niemand residiert hier mehr. Eine gut gekleidete Frau beobachtet spöttisch, wie wir die Schäden begutachten. Später sehen wir sie in das am Platz gelegene Parteibüro der *Partido Africano da Independência da Guiné e Cabo Verde* einbiegen. Die PAIGC hatte als antiimperialistische Befreiungsbewegung unter der Führung des charismatischen Revolutionsführers Amilcal Cabral die Unabhängigkeit Guinea-Bissaus erkämpft, die 1974, nach dem Sturz der portugiesischen Diktatur, endgültig besiegelt wurde. Aber wie so oft in Afrika entwickelte sich die Partei, die nach der Ermordung Amilcars von seinem Bruder Louiz geführt wurde, in den Folgejahren zu einer diktatorischen Staatspartei. Misswirtschaft und die Annäherung an das ungeliebte Frankreich führten 1998 zu einem blutigen Militärputsch, in dessen Folge die Hauptstadt Bissau im Chaos versank. Über 200 000 Bewohner flüchteten aus der Stadt. Im Mai 1999 wird der Präsidentenpalast gestürmt. Französische Fallschirmjäger, die sich im Kulturzentrum verschanzt hatten, müssen das Land verlassen, eine Demütigung ohnegleichen für die *Grande Nation*.

Mit seinen erdigen Farben und der portugiesisch geprägten Architektur erinnert mich Bissau ein wenig an das mosambikanische Tete. Eine verschlafene koloniale Atmosphäre liegt über den Gassen. Die Stadt hat wenig Spektakuläres zu bieten, strahlt aber eine beschauliche, träge Ruhe aus, die ihren eigenen, starken Reiz hat. Verkehr gibt es auf den breiten Straßen fast nur durch die unzähligen blauen Taxis mit weißem Dach, die überall präsent sind.

Straßenstände, ein paar überkommene historische Bauten. Die angenehme, unaufdringliche Atmosphäre sagt mir auf Anhieb zu, mehr noch als in Ziguinchor. Kaftane sind hier nur noch wenige zu sehen, die Menschen begegnen uns zurückhaltend, aber freundlich.

Abends wieder in dasselbe Restaurant, das wohl unser Stammlokal werden wird. Die Kellner verteilen Tische und Stühle auf der Straße, Autos fahren hier jetzt nicht mehr. Noch ist es



Am *Pidjiguiti*.

leer im Restaurant und wir fragen uns, wozu der Aufwand gut sein soll. Ich esse Schweinefleisch mit Fritten und zur Feier unserer Ankunft ordern wir ein Bier nach dem anderen. Alles ist mindestens 10 Prozent teurer als in Ziguinchor. Im Laufe des Abends füllen sich dann die Tische. Im *Ta-Mar*, so nennt

sich das Restaurant, treffen sich die hiesigen *Expats* mit den Granden der Stadt. Weiße und schwarze Prominenz, viele mit Schlips und Anzug. Ohne dass wir es dem Restaurant angesehen hätten: Es ist offensichtlich eine Nobeladresse in Bissau. Touristen sehen wir so gut wie keine. Die Leute rechnen auch nicht damit, sie fragen, wo wir arbeiten.

In der *Pensão* funktionieren Strom und Wasser wieder. Im Bad liegt ein Blutegel im Waschbecken. Gegen 23 Uhr fallen wir ins Bett. Tiefer, langer Schlaf nach dem Stress der letzten beiden Nächte.

Mittwoch, 8. Februar / Bissau.

Miserables Frühstück, serviert von einem missgelaunten Kellner: Nescafé, Baguette und Marmelade. Ich trinke Tee statt Kaffee, bereue das aber gleich wieder. Die alte Portugiesin rührt sich den ganzen Tag lang nicht vom Fleck, von morgens bis abends sitzt sie an ihrem Tisch draußen auf dem Gang. In unserem Zimmer pappt ein DIN A 4-Zettel an der Wand, der uns erläutert, dass die Pension in den 60er Jahren gegründet worden sei. Auf portugiesisch steht da etwas, was ich als hehre Worte von Freundschaft und Frieden unter den Menschen identifiziere, aber das war wohl mal: Die mufflige Art, mit der uns die Schwarzen hier bedienen, und der heruntergekommene Zustand des Hauses strafen die Worte Lügen.

Am *Pidjiguiti* erfahren wir, dass die vom Reiseführer ausgeworfene Zeit für die Fährverbindung nach Bubaque korrekt ist. Am Freitag also ... Allerdings würden wir einen Tag verlieren, wenn wir dann erst fahren. Wir beschließen deshalb, einen Versuch mit einer Piroge zu starten. Diese fahren am weiter westlich gelegenen *Porto Rampa* oder *Porto de Pesca*, wie der Hafen auch genannt wird, ab. Eins der unzähligen blauen Taxis soll uns dort hinbringen – was aber gar nicht so einfach ist. Freundlich nicken, hereinwinken und erst einmal losfahren, so beginnt das oft mit den Taxifahrern in diesen Teilen der Welt. Das Abenteuer folgt auf dem Fuß. Unser Fahrer fährt und fährt, bis wir irgendwann stutzig werden. Fährt er uns aus der Stadt heraus? Da ist kein Meer, das kann nicht unser Weg sein. Zwischendurch steigt noch eine gut situierte Schwarze zu. Sie will zum *Hotel Bissau*, das weit von unserem

Ziel entfernt im Nordwesten der Stadt liegt. Als sie aussteigt, erhebt sie ein großes Geschrei, weil ihr der Preis nicht passt. Endlich begreift der Fahrer, was wir wollen. Er fährt uns einen langen Weg zum Zentrum zurück, und jetzt sehen wir bald auch die ersten Vorboten des Hafens. Über die staubigen, von Buden gesäumten Wege des Fischermarkts, der schon lange vor der Küste beginnt, quält sich das Taxi durch die Menschentrauben zum Pier vor.

Am Hafen quirliger Betrieb. Eine Piroge neben der anderen. Boote fahren ein, Fischer flicken ihre Netze. Um acht Uhr früh fahre morgen ein Boot los, sagt uns jemand und weist auf eine Piroge, die am Pier liegt. Richtig wohl ist uns nicht, als wir den Holzkahn sehen. Mit einem klapprigen Taxi, das fast nur noch aus Roststellen besteht, fahren wir zurück. Während der Fahrt muss der Fahrer die Tür festhalten, damit sie nicht rausfällt. Er will 75 Cent für die Fahrt. Als wir uns weigern, noch einen weiteren Passagier auf die Rückbank zu lassen, erhöht er auf 90 Cent. Dann fährt er uns aber nur bis zum Rand der Marktgeländes, weiter könne er nicht fahren – warum auch immer. Am staubigen Straßenrand, wo Geier im Müll wühlen, warten wir, bis endlich ein Taxi kommt, das uns zum Zentrum zurückbringt.



Straßenverkäufer vor der *Pensão Berta*.

Siesta in unserer Pension. Von dem breiten Außengang, auf dem ein paar Tische und Stühle herumstehen, lässt sich das gemächliche Treiben auf der Straße gut beobachten. Händler haben ihre Waren ausgebreitet und warten mit Engelsgeduld, dass da alle Stunde mal jemand etwas abnimmt. Im

Reiseführer lese ich, dass hier wenige Wochen später der berühmte bissauische Karneval stattfinden wird. Da muss die Stadt völlig außer Rand und Band geraten. Die Regierung sah sich sogar genötigt, ihren Bürgern ausdrücklich zu verbieten, vor weißen Frauen das Geschlechtsteil zu entblößen. Schade, dass wir das verpassen.

In einem Internetshop frage ich, ob man nach Deutschland telefonieren könne, aber das ist nicht möglich.

Vor dem *Ta-Mar* hat man Leinwand und Beamer auf der Straße aufgebaut. Während über uns Flughunde durch die Dämmerung ziehen, wird im Fernsehen das portugiesische Pokalspiel zwischen *Benfica Lissabon* und *Nacional Madeira* übertragen. Seltsam, hier fern der westlichen Zivilisation europäischen Fußball anzuschauen. Wir essen leckere Gemüsesuppen. Danach für mich ein Spieß mit Fisch und Meeresfrüchten und für H. ein *Entrecôte*, dazu, was sonst, viele Biere, die wie überall in der Dritten Welt leicht und bekömmlich sind. Als besonderen Clou hat sich das Restaurant eine skurrile Zeremonie für die Zubereitung der *Chorizo*-Wurst ausgedacht. Offensichtlich eine besondere Attraktion hier, wird die Wurst auf offener Flamme vor den Augen der Gäste zubereitet. Dazu rücken die Kellner ein tischhohes Gestell mit einem Kocher in die Nähe des Gastes, aus einem Fläschchen wird Spiritus eingefüllt, und dann kokelt die Wurst in einem kleinen Blechpfännchen eine Weile vor sich hin, was einen nicht unbeträchtlichen Gestank verursacht. Das Restaurant ist für hiesige Verhält-

nisse superteuer und entsprechend ist die Klientel. Ein Schwarzer, dem alle sehr hofieren, telefoniert in fließendem Deutsch. Deutschland war mal ein wichtiger Handelspartner für Guinea-Bissau.

Als wir in die Pension zurückkehren, muss der schwarze Hauswächter erst einen zähnefletschenden, äußerst aggressiven Kampfhund bändigen und wegsperren, bevor er uns die Treppentür zur zweiten Etage aufschließen kann. Am Nachmittag hatte ich eine äußerst unangenehme Begegnung mit diesen speziellen Freunden unserer Wirtin. Als ich nichtsahnend die Übernachtung bezahlen wollte, sprang mich urplötzlich ein Kampfhund an, der unterm Tisch stumm auf der Lauer lag. Starr vor Schreck spürte ich eine ungeheure Kraft und Wut in dem Angriff, ich hätte nicht den Hauch einer Chance gehabt. Gott sei Dank hatte der Hund jedoch – anders als der Wachhund – keine Zähne. Die Portugiesin lächelte mich freundlich an und deutete auf ihr Gebiss, um mir die Harmlosigkeit ihres Schoßhündchens zu demonstrieren. Die Attacke hinterließ einen tiefen Eindruck und eine gerötete Stelle auf meinem Oberschenkel, die noch tagelang geschmerzt hat.



Am Porto Rampa.

Donnerstag, 9. Februar / Bissau.

Voll guter Hoffnung lassen wir den Wecker um sieben Uhr klingeln, um zur Abfahrtstelle der Pirogen aufzubrechen. Am Fischerhafen ist das Leben längst erwacht. Schwärme von Kuhreihern ziehen dicht übers Wasser, es riecht nach Trockenfisch. Das Wetter ist ruhig, aber so ganz geheuer ist mir immer noch nicht. Sicher sind wir viel zu früh, denke ich und stelle mich auf eine längere Wartezeit ein. Ein paar Minuten später jedoch eine überraschende Wendung. Wir erfahren, dass erst morgen ein Boot ausfährt. Morgen könnten wir allerdings auch mit der Fähre fahren ... Möglicherweise haben wir gestern den Fehler gemacht, nur einen einzigen Einheimischen zu befragen. Eine Weile warten wir noch, ob sich nicht doch noch etwas ergibt. Währenddessen wird „unsere“ Piroge von schmutzigen, leeren Benzin-kanistern, die ein Boy dem nächsten zuwirft, entladen und wieder mit Reissäcken beladen. Dann ziehen wir mit unseren Koffern wieder ab, vorbei an den Hütten, in denen lebende

Hühner verkauft werden. An einer Bretterwand preist eine kraklige Kreideschrift ein arabisches *Restaurant* an.

Ein Boy, ein Geschäft witternd, winkt uns aufgeregt zu seinem Taxi. Doch als wir eingestiegen sind, hat er nicht die geringste Ahnung, wo unsere Pension liegen könnte. Nicht einmal mit dem Namen der Hauptstraße kann er etwas anfangen und den Stadtplan im Führer kann er nicht lesen. An schäbigen Bretterbuden vorbei fährt er uns über staubige Sandpisten aus der Stadt heraus. Als er uns irgendwo in einer gesichtslosen Vorortsiedlung ausladen will, kommt uns die rettende Idee, ihm den Namen unseres Restaurants zu nennen. Das kennt er tatsächlich ...

Im Hotel holen wir erst einmal unser Frühstück nach. Als ich mich hinsetzen will, winkt von unten eine Obstverkäuferin zu uns hoch. Mit flinken, nackten Füßen ist sie in Sekundenschnelle bei uns oben und verkauft uns für den horrenden Preis von 1000 CFA eine wunderbar süße Papaya.



Auf dem Friedhof von Bissau.

Am Fährhafen dann die nächste Wende. Nein, morgen gebe es hier keine Fähre. Nur vom *Porto Rampa* fahre eine Piroge nach Bubaque. Aha, diese Information hatten wir schon! Dass die große Fähre zum angekündigten Termin nicht fährt, überrascht uns. Mehrere Befragte bestätigen es jedoch. Also morgen früh der ganze Spaß noch einmal von vorn. Wobei ein weiterer Tag in Bissau in Ordnung ist, die Stadt gefällt uns, und man wächst auch erst mit der Zeit in den Rhythmus einer Stadt hinein und bekommt ein Gefühl dafür, wie sie tickt. Wir gehen allerdings keine Wette darauf ein, dass wir morgen hier wirklich loskommen ...

Spaziergang durch das Marktgebäude im Zentrum. In den düsteren, vollgestopften Gängen erstehe ich eine wunderschöne, ausdrucksvolle Holzmaske. Hinter dem Krankenhaus mit dem Tropeninstitut der Friedhof. An prominenter Stelle entdecken wir eine Ansammlung anonymer Gräber, zu einem großen Rechteck angeordnet. Weiße, mit einem Eisenkreuz versehene Platten bedecken die Grabstellen. Was verbirgt sich dahinter? Opfer der Revolution? In einer verwitterten, halb zerfallenen Grabkapelle kleine Holzkreuze, die Gräber frisch mit Blumen geschmückt. Kindergräber. Warum so viele? Zahlreiche Gräber auf dem

Friedhof haben die Form eines Schildkrötenpanzers, aus der ovalen Öffnung oben wachsen Kreuz und Grabschmuck. Einen Friedhofswärter in der hier oft getragenen blauen Arbeitskluft stört das Klicken meiner Kamera, er murmelt etwas von *Soledad* ...

Auf dem Weg zurück kauft H. einer Orangenverkäuferin, die unter einem Baum einen kleinen Stand aufgemacht hat, ein paar Früchte ab. Wie im Senegal werden diese kleinen, erdig gelben Orangen überall am Straßenrand verkauft. Die Verkäuferinnen schneiden von der geschälten, aber nicht enthäuteten Frucht den Deckel mit etwas Fruchtfleisch ab, und dann zutscht man die kernreichen, aber sehr saftigen und aromatischen Früchte aus, was mir allerdings meist zu klebrig ist.

Vor einem alten portugiesischen Fort in der Nähe des Hafens halten uns Soldaten vom Fotografieren ab. Nach dem langen Spaziergang wischen wir uns inzwischen dunkle Staubschichten von Gesicht und Händen. Wie gut, dass es das *Ta-Mar* gibt! Außer ihm haben wir bisher nur noch ein einziges für Europäer zumutbares Restaurant gesehen. Heute gönnen wir uns Tapas aus Calamares, Oliven und sauer eingelegten Gurken, dazu zwei ungewöhnlich frühe Biere. Nach dem Flop heute morgen setzen wir unsere alte Travellerregel „Kein Bier vor Sonnenuntergang“ einfach mal aus. Danach sind wir platt, um 14.30 Uhr Abmarsch zur Siesta.



Straßenszene in Bissau.

Es stellt sich heraus, dass der kaftanbefrachte Moslem, der uns gleich nach der Ankunft die erste Zimmerrate abgeknüpft hatte, dazu nicht befugt war. Er hatte mir eine Quittung ausgehändigt und sich dafür sogar eine Seite aus meinem Notizbuch heraustrennen lassen, kam aber nie zurück. Mir fiel auf, dass er ein wenig zu stark beteuerte, wie sicher unser Hotel sei.

An sich ist es nicht unüblich, im Voraus zu bezahlen, auch an den Verkehrsstationen wird das oft verlangt. Doch ist manchmal schwer zu erkennen, wer von den Leuten, die einen umschwirren, tatsächlich zu den Verkäufern gehört. Die alte Portugiesin, die durch Vermittlung ihrer hübschen Enkelin, die zu Besuch gekommen ist, versteht, was wir ihr erklären, kennt den Burschen nicht. Aber sie lässt das Ganze generös auf sich beruhen.

Ein aufgeweckter Boy, der uns schon bei der Ankunft abgefangen und immer wieder neu angesprochen hatte, sucht uns auf unserem Stockwerk auf. Als er von unserer Malaise hört, will er uns ein Schnellboot vermitteln. Wir verabreden uns in einer Bar am Containerhafen, der direkt hinter dem Fährhafen liegt. Hier fahren die Schnellboote ab. Doch obwohl er sich sonst in Allem gut auskennt, will er uns den Preis der Fahrt nicht verraten. Angeblich kennt er ihn nicht. Seinen Mittelsmann am Hafen habe er nicht mehr angetroffen, wir könnten uns doch morgen bei ihm nach dem Preis erkundigen. Dann wäre unsere Piroge (die er uns wortreich, geschickt an unsere Ängste appellierend, madig macht) aber schon abgefahren und wir hätten keine wirkliche Wahl mehr. Wir lassen uns nicht erpressen und bleiben dabei: Wir fahren mit der Piroge, *same procedure as today*.

Jeden Abend zieht am Restaurant entlang ein uralter, tiefschwarzer, bärtiger Bettler seine Runden. Unter seinem dreckigen Umhang ist er nur mit einem löchrigen Tuch, einer weißen Schieß-Feinrippunterhose und einem Baseballcape bekleidet. Über einen Stock gebeugt, zieht er langsam an den Tischen vorbei. Am ersten Abend haben wir uns gefragt, ob er einen

Dauerständer hat, weil da immer etwas weiß aus seiner Unterhose ragte, doch dann sahen wir, dass er sich die Hose ausgestopft hat. Langsam zieht er seines Weges, hin und zurück, den ganzen Abend lang, scheinbar ohne jemanden zu registrieren. Vermutlich genießt er es, sich den Reichen zu zeigen.



Freitag, 10. Februar / Bissau-Bubaque.

Erneut weckt uns der Wecker früh am Morgen, diesmal schon um sechs Uhr. Alles ist noch dunkel. Duschen mit der Schöpfkelle bei flackerndem Kerzenlicht. Als wir um 7.20 Uhr am *Porto Rampa* ankommen, erfahren wir, dass die Boote nach Bubaque wegen der Gezeiten heute erst um 10 Uhr abfahren. Aber immerhin, sie fahren! Und die Zeit wird uns hier nicht

lang, es gibt viel zu beobachten. Pirogen werden zur Ausfahrt mit Waren beladen, in einem Fischerboot stampft man gerade Eis auf dem Boden fest, bevor es auf große Fahrt geht. Andere Boote sind soeben von ihrer nächtlichen Fahrt zurückgekehrt. Die Decks quellen über von den glitzernden Leibern der Fische. Am steilen Abhang zum Wasser stehen die Frauen schon Schlange. Mit bloßen Händen schöpfen sie den Fang in die Behälter, die sie

mitgebracht haben.



Unterwegs nach Bubaque.

Während die Männer ausfahren, beherrschen die Frauen, so scheint es, das Geschäft an Land. Mit bunten Plastikeimern in der Hand oder Lasten auf dem Kopf balancierend, prägen sie mit Tratsch und fröhlicher Laune die Stimmung. Die meisten tragen die üblichen weiten, umhangartigen Kleider, unter

denen nichts als Körper zu sein scheint. Bis zur Wade fallend, sind sie so weit geschnitten, dass sie praktischerweise auch gleich als Umstandskleider dienen können. Von der Seite sieht man durch die weiten Ausschnitte am Hals und an den Ärmelansätzen oft die nackte Brust, was niemanden weiter zu bekümmern scheint. Nur die reicheren Frauen tragen BH.

Modische Individualität zeigt sich nicht im Schnitt der Kleider, sondern in den fantasievollen Farben und Mustern. Viele haben ihre Haare kunstvoll zum Afrolook geflochten, Bänder und bunter Schmuck glitzern darin.

Unten am Kai liegt unsere Holzpiroge vertäut, eine an Bambus- und Holzstangen befestigte Plane schützt sie gegen den Regen. Endlich gibt es das Signal zum Einsteigen. Eine treppenlose, schräge Steinmauer, die nur über die Fugen zwischen den Steinen ein bisschen Halt bietet, führt zum Boot hinunter. Die meisten Einheimischen schaffen den Abstieg mühelos. Für mich mit meinem schweren Koffer ist das schon schwerer, aber wie üblich sind die hilfreichen Boys gleich zur Stelle. Nach und nach füllt sich das Boot, der Innenraum unter der Plane wird bald kreuz und quer von Einheimischen belagert, die in Taschen, Körben und Truhen alles Mögliche transportieren. Dazwischen Mütter mit ihren Kindern. Am Ende zählen wir fast 50 Personen.

Kurz vor der Abfahrt, alles ist startklar, springt H. noch mal auf, um pinkeln zu gehen. Ich hatte sein legendäres Timing schon beinahe vermisst. Als sich die Piroge endlich in Bewegung setzt, hätte mich fast der Ausleger eines gleichzeitig ausfahrenden Bootes am Kopf getroffen, im letzten Moment kann ich ausweichen. Schöne, ruhige Fahrt, die See ein glatter



Das Hotel Calypso. Blick auf die Rückseite des Haupthauses mit Restaurant.

Spiegel. Die Einheimischen packen jetzt ihr mitgebrachtes Essen aus. Mit den Fingern nehmen sie ein wenig von dem fetttriefenden Reisbrei, der mit Gemüse oder Fisch vermischt ist, und formen ihn zu kleinen Kugeln, die sie sich oder ihren geduldig wartenden Kindern in den Mund schieben. Neben mir sitzt ein bedächtiger Italiener, der mit seiner Frau und einem schwarzen

Arbeitskollegen unterwegs ist. Er reise eigentlich nicht gern, erzählt er uns, habe aber seinem Kollegen, der von den Inseln stamme, versprochen, einmal mitzukommen. Später stellt sich heraus, dass er mit einheimischen Biologen abklären will, ob es auf den Inseln geeignete Bedingungen zur Aufzucht von *Vongole*-Muscheln gibt. Mit *Vongole* unter anderem von philippinischen Muschelbänken beliefert seine Firma auch viele italienische Restaurants in Deutschland.

Gegen 15 Uhr endlich Land in Sicht. An einem steinigen Ufer legt das Boot an: Willkommen auf dem Bijagos-Archipel, willkommen in Bubaque! Uns unter der Dachplane an Bambusstangen vorbeiquetschend, müssen wir unsere Koffer erst über eine Seitenwand des Boots balancieren, bis sie uns Gott sei Dank jemand abnimmt.

Bubaque, auf den ersten Blick: Ein staubiges, gottverlassenes Nest. Wo sind wir hier gelandet? Erschöpft wie wir sind, ziehen wir unsere Koffer über den festgetretenen Boden der Hauptstraße. Niemand kommt hier auf die Idee, sich durch Koffertragen ein paar *Centimes* zu verdienen. In Südostasien wäre nicht einmal eine Minute vergangen, da wären schon Dutzende von Jungs auf uns zugestürzt. Noch einmal biegen wir in eine Querstraße, dann sehen wir auf der rechten Seite schon das erste Hotel. Ohne Lust, noch groß auszuwählen, bleiben wir da auch gleich, was wir freilich besser unterlassen hätten. Denn unser Zimmer ist

ein enges, dunkles, muffiges Loch. Das Bad durch keine Tür abgetrennt, auf dem Klo fehlt die Brille. Hier sollen wir mehrere Tage bleiben? Erst einmal spazieren gehen ... Ein paar hundert Meter weiter sehen wir dann das *Hotel Calypso*, das wir uns im Reiseführer eigentlich ausgesucht hatten. Es ist genauso teuer (15 000 CFA), hat aber viel schönere, großzügiger geschnittene und hellere Zimmer als das *Canoa*, in dem wir untergekommen sind. Die gesamte Anlage gefällt uns besser. Die freundliche Wirtin, eine mittelalte Französin, ist eine sympathische Chaotin. Wir beschließen, morgen zu wechseln, und ich fühle mich gleich viel besser.



Auf der Hauptstraße von Bubaque.

Unserer „Hotelstraße“ folgend, spazieren wir aus dem Ort heraus, der mir jetzt schon viel freundlicher vorkommt. Durch Palmen blicken wir aufs Meer hinunter, das blau und unbewegt daliegt. Am Ende des Orts eine Ruine, die im Sand weggesackt schräg am Strand steht. Hier muss mal jemand einen schönen Blick übers Meer genossen haben. Ein Stück weiter eine verwitterte Hotelruine. An der Tür einer Baracke sieht man noch ein verblichenes Schild: *Reception*. Mit dem verrosteten Bahnanhänger, der halb weggekippt am Wegesrand liegt, wurden wohl mal Touristen transportiert. Nicht weit davon ein modernes Hotel, das vermutlich von Sportfischern benutzt wird, den häufigsten Touristen auf Bubaque. Ins Einheimischendorf müssen sie sich von hier aus nicht bewegen. Jetzt zur Mittagszeit liegt das Hotel wie ausgestorben da.

Im Hotel wählt man zum Abendessen zwischen Fisch oder Fleisch. Die Wahl muss man ein paar Stunden vorher anmelden, dann gehen sie einkaufen. Ich esse zum zweiten Mal hintereinander den gleichen Fisch, dessen Namen ich leider nicht verstehe. Von unserer portugiesischen Wirtin mit einer würzigen Zitronensauce zubereitet, ist er noch schmackhafter als im *Ta-Mar*.

Samstag, 11. Februar / Bubaque.

Das übliche afrikanische Touristenfrühstück: Baguette, Margarine, Marmelade. Den Nescafé gibt es tassengerecht in langen, dünnen Röhrchen. Im *Calypso* empfängt uns ein helles, freundliches Apartment. Die mit Stroh gedeckten, niedrigen Ferienwohnungen gruppieren

sich hufeisenförmig um ein kleines Schwimmbad, in dem sich aber nur modriges Wasser befindet. Was müssen das für Zeiten gewesen sein, als man noch glaubte, hier über ausreichend Wasser verfügen zu können. Alles in allem aber scheint es, als könnten wir uns hier getrost für ein paar Tage einrichten. Wir geben gleich erstmal unsere Wäsche ab. Später sehen wir eine schwarze Angestellte sie in einem Bottich kräftig durchwalken.



Tanzt hier noch jemand?

Auf dem Weg zum Hafen, dem Zentrum des Orts, ein paar mickrige Geschäfte am Straßenrand. Sogar zwei Diskotheken gibt es, von denen aber nicht klar ist, ob sie noch in Betrieb sind. Kein Laden, wo wir Obst kaufen könnten. Wir lassen uns aus dem Ort heraus treiben. Der Weg wird von Steinhäusern gesäumt, die mit Stroh oder Wellblech gedeckt sind. Auf den großen Höfen aus festgetretenem Lehm sind Frauen mit Wäsche beschäftigt, mit großen Mörsern zerstampfen sie Lebensmittel. Die Menschen begegnen uns zurückhaltend, oft scheu, aber sie können die Neugierde, wenn sie uns sehen, nur schlecht verbergen. Viele grüßen uns freundlich und alle beantworten unseren Gruß. *Bom dia* heißt es meist, aber auch *Bon jour* ist weit verbreitet. Bei Weißen denkt man wohl automatisch, dass es Franzosen sein müssen. Wie überall sind die Kinder am zutraulichsten. Aber auch sie sind scheu, die üblichen Scharen, die einen umringen, kommen hier nicht zustande. Einige wehren beim Fotografieren ängstlich (aber nicht ärgerlich) ab. Nur in einem Fall will ein Mädchen Geld.

Hinter dem Ort, etwas versteckt an einem Waldweg gelegen, eine lauschige kleine Bar, in der aber nichts los ist. Zeit für den obligatorischen Zitronensaft. An der Wand hängen Fotos, auf denen weiße Sportfischer stolz ihre Beute präsentieren: Barrakudas, Haie, Merline und andere zum Teil fast mannsgroße Tiere. Der französische Besitzer hat den Laden mit seiner jungen schwarzen Frau erst vor einem Monat aufgemacht, nebenbei betätigt er sich mit seinem Schnellboot als *Guide* für die Sportfischer. Jetzt warten sie auf Kundschaft und ich habe den Eindruck, dass sich schon erste Anzeichen von Tristesse breit gemacht haben. Als wir den Franzosen nach dem Nationalpark auf der *Ilha de Orango* fragen, den wir gern besuchen würden, bietet er uns eine Tagestour für horrend 100 000 CFA plus Benzin an – indiskutabel.

Ein schmaler Pfad führt zum Meer hinunter. Es ist Ebbe, das Wasser hat sich weit zurückgezogen. Am Ufer recken mächtige Baobabs ihre kahlen Äste gegen den blauen Himmel. Weite Schlammflächen, Mangroven, abgerissenes Geäst. Auf den mächtigen Wurzeln eines Baobabs legen wir eine kleine Rast ein. Vor uns ist der Strand mit ausgewaschenen Steinen übersät, die in schwarzen und roten Tönen schimmern. Brachvögel picken im Schlamm nach Nahrung, ein paar einsame Menschen suchen den Schlick ab. Wir sind hier ganz weit weg in einem noch sehr ursprünglichen Afrika und so langsam steigt eine Ahnung in mir hoch, dass wir uns hier wunderbar werden erholen können. Der Wald ist allerdings so unzugänglich, dass wir keine Wahl haben, als nach einer Weile wieder umzukehren. Bevor uns die Flut überrascht, gehen wir lieber denselben Weg wieder zurück.

Die Tochter der Wirtin hatte uns heute früh angekündigt, dass es bis in die Nacht hinein eine



Früher Schule, heute Wohnhaus.

große Party geben werde. Als wir zum Abendessen gehen, ist schon alles in heller Aufruhr. Auf der Terrasse wird eine große Tafel hergerichtet. Wir werden höflichkeitshalber gefragt, ob wir auch oben essen wollen, aber wir verziehen uns lieber auf den kleinen Kiesplatz davor, wo man uns an einem improvisierten Tischchen eine köstliche Fischterrine mit

Aïoli und ein Stück Pute mit leckerem Püree serviert. Ab 20 Uhr trudeln nach und nach, sich mit Küsschen begrüßend, die Gäste ein, die meisten in Anzug und Abendkleid. Garniert mit einem Hauch Exotik in Gestalt zweier junger schwarzer Frauen, vereint sich hier alles, was die Insel an weißen Bewohnern aufzubieten hat. Bei einem gediegenen Abendmahl mit Wein gibt man sich gepflegter Konversation hin – ein hübscher Kontrapunkt zur Umgebung, in der man froh sein muss, wenn das Wasser funktioniert. Nachdem wir das Alles eine Weile beobachtet haben, kommen wir zu dem Schluss: Wie langweilig, eine Weißenparty! Wir flüchten ins *Canoa*.

Der Boy, der uns dort bedient, erzählt uns, dass das *Ta-Mar* in Bissau wie vieles in der einheimischen Wirtschaft in libanesischer Hand sei. Auch Nigerianer seien im Land sehr präsent. Er erzählt uns von der Revolution. Seine Familie habe sich damals aufs Land zurückgezogen, weil es in Bissau zu gefährlich geworden sei. Während wir unsere Biere trinken, dreht ein älterer Wächter stur seine Runden durch den Garten. Jogginghose, schäbige Jacke, Pudelmütze, in der Hand hält er eine große Machete. Furcht einflößend sieht er aber nicht gerade aus. Vom *Calypso* dröhnt die Musik, die sich, als wir gingen, noch nach langweiliger europäischer Partymusik anhörte, inzwischen lauter zu uns her. Als wir gegen Mitternacht zurückgehen, ist der Sandweg zwischen den beiden Hotels, der jetzt in völliger Dunkelheit liegt, voll mit Menschen, eine merkwürdige Aufgeregtheit liegt in der Luft. Vor dem *Calypso* eine große Menschentraube. Wir werden nach unseren Tickets gefragt, als wir uns als Hotelgäste zu erkennen geben, lässt man uns jedoch problemlos ein. Irgendetwas scheint hier noch zu passieren. Vor der Terrasse auf dem Kiesplatz sitzt eine lange Reihe von Schwarzen. Worauf warten sie?

Was auch immer es ist, wir sind zu müde, um es ihnen gleichzutun, zumal auch nicht zu erkennen ist, wie lange es dauern wird, bis hier etwas passiert. Im Halbschlaf höre ich die Musik noch bis fünf Uhr früh durch die Nacht dröhnen.



Mädchen auf Bubaque.

Sonntag, 12. Februar / Bubaque.

Am nächsten Morgen ist das Hotel wie ausgestorben. Wir schaffen es gerade noch, vom Hausboy ein Frühstück serviert zu bekommen. Wobei uns das Hotel da eine seltsame Variante bietet. Außer der knapp bemessenen Marmelade wird eine Art Apfelmus serviert, was auf Baguette einfach widerlich schmeckt. Irgendwann am späten Morgen taucht, sichtlich angeschlagen, die Hausherrin auf. Auch ihre Tochter, sonst in ihren Shorts auf sehr amerikanische Weise aufgedreht, tritt heute etwas zurückhaltender auf. Sie klärt uns auf: Gestern hatte hier der berühmteste Sänger des Landes seinen Auftritt. Allerdings traf er erst gegen ein Uhr nachts ein, die Leute seien schon ganz ungeduldig gewesen. Doch dann sei es noch eine Riesenparty geworden, die Schwarzen hätten, wie das eben so sei bei ihren Partys, wie wild getanzt. Da haben wir anscheinend doch etwas verpasst.



Abendlicht auf Bubaque (Foto: H.)

Der Tag beginnt hier mit angenehmen Temperaturen. Es sind vielleicht 23, maximal 25 Grad. Der Himmel ist bewölkt und es weht ein erfrischendes Lüftchen. Diesmal führt der Weg uns ins Inselinnere. Wir wandern eine nicht endenwollende asphaltierte Straße entlang, die uns durch niedrigen Buschwald immer weiter von der Küste wegführt. Ein paar umgestürzte Strommasten, von denen die Kabelenden herunterhängen, erzählen von einer besseren Vergangenheit Bubaques, wo es vor vielen Jahrzehnten noch eine deutsch geführte Palmölfabrik gab. Heute existiert auf der Insel nicht einmal mehr eine öffentliche Stromversorgung. Die Hotels decken ihren Bedarf mit Generatoren ab.

Ab und zu begegnen uns Einheimische, die zu Fuß oder mit dem Fahrrad unterwegs sind. Autos sind nicht zu sehen. Kleinere Gruppen von Menschen lagern für ein kleines Schwätzchen auf dem Asphalt. Die Männer grüßen uns oft von sich aus, die Frauen meist nur auf Anruf und eher scheu. Zum Gruß hält man sich die offene rechte Hand entgegen. Einige Kinder rufen *Franco*, wollen Geld, aber das sind Ausnahmen. Bald wird uns der immergleiche Weg zu eintönig. Ohne vernünftige Karte finden wir keine einleuchtende Abzweigung, und wir wissen auch nicht, wie lange es noch so weitergeht. Nach zwei Stunden kehren wir zum Hauptort zurück.

Am späten Nachmittag noch mal zum Hafen. Seltsame Sonntagsstimmung. Der süßliche Geruch von Palmwein hängt in der Luft, einige Jugendliche wirken schon recht fahrig in ihren Bewegungen. Wir verzichten darauf, nach der nächsten Bootsverbindung zu fragen. In solchen Momenten liegt eine große Verlorenheit über dem Ort, dann schwindet das Idyll ganz schnell und Taverniers *Saustall* lässt grüßen. Verlassene Gebäude, zerfallene Schulen, die Polizeistation, in der niemand mehr wacht, Diskotheken, in denen keiner tanzt, Boutiquen, die nichts mehr verkaufen. Auf den hohen Bäumen sitzen als mächtige dunkle Schatten unzählige Geier, die in großer Zahl auch über dem Ort kreisen: Afrika als Gerippe, das man nur noch ausschlichten kann. Wege und Plätze im Dorf sind übersät mit Müll. Strom gibt es immer nur für wenige Stunden, noch nie habe ich in einem Urlaub so oft die Taschenlampe gebraucht. Es ist das Ende der Welt, von dem uns unser Hotel jedoch ein gutes Stück entfernt hält. In seinem Schutz und in der Gewissheit, nach ein paar Tagen wieder abfahren zu können, genießen wir unseren Aufenthalt.

In den offenen Gesichtern der Menschen findet sich von all dem scheinbar nichts wieder. Vielleicht zeigen sie aber auch genau die Passivität und Trägheit, die Willenslosigkeit und fatalistische Bereitschaft, alles zu nehmen, wie es kommt, die Afrika so sehr lähmen. Die Langsamkeit, mit der sich die Menschen hier bewegen, steht für das Tempo, mit dem sich dieser Kontinent entwickelt. Für Europäer kaum auszuhalten, hat sie nicht nur etwas mit der Hitze zu tun, sondern auch damit, dass es gar nichts bringt, sich schneller zu bewegen, weil es ohnehin nichts zu tun gibt.



Dorfleben.

Die Frauen freilich sieht man arbeiten, sie waschen die Wäsche, mörsern und balancieren Lasten auf dem Kopf. Meistens sind sie es auch, die in den Geschäften verkaufen. Ihre resignierten, scheuen, schicksals-ergebenen Gesichter lassen spüren, dass dies eine Männergesellschaft ist,

zumindest äußerlich. Viele hinterlassen freilich auch einen stolzen, selbstbewussten Eindruck. Gravitätisch in sich ruhend, wandeln sie mit gradem Rücken und erhobenem Haupt durch Staub und Dreck, als könnte ihnen das alles nichts anhaben. In der Demut spürt man ihre Unterdrückung, aber mit ihrem Selbstbewusstsein zeigen sie auch, dass sie es sind, die die Gesellschaft faktisch am Funktionieren halten.

Als Gegenbild dazu die Boys. Mir fallen Schilderungen aus alten Kolonialbüchern ein, die heute nicht mehr politisch korrekt sind. Aber von ihrem hehren Gegenbild ist die Wirklichkeit auch weit entfernt. Die sieht so aus: Wenn die Boys morgens servieren, fehlt meistens die Hälfte vom Frühstück, und wenn man das an einem Tag beanstandet, fehlt es am nächsten trotzdem wieder. Eine Momentaufnahme: Ich sitze nachmittags draußen vor unserem Appartement und lese. Währenddessen trägt ein Boy die Polsterauflagen der Stühle zusammen und legt sie 10 Meter weiter auf ein Tischchen. Er versucht verzweifelt, mir klar zu machen, dass ich, bitte schön, meine Polster auch abgeben sollte, obwohl er sieht, dass ich noch sitze und lese. Viele arbeiten lediglich mechanisch – was sie tun, muss man ihnen eintrichern, weil sie sonst die Hälfte gleich wieder vergessen würden. Sie ziehen auch keine

Folgerungen aus den Dingen, die sie sehen, und verknüpfen sie nicht miteinander. So lernen sie nicht bei dem, was sie tun, und entwickeln sich dadurch auch nicht.



Begegnungen ...

Canoa wechseln, wo der Service abends deutlich besser ist. Kaltes Bier ist immer vorrätig. Der Boy erzählt uns, dass wir, falls wir keinen Fischer fänden, der uns schon am Dienstag mitnimmt, vermutlich erst am Mittwoch abfahren könnten. Die Informationen über die Fährbetrieb sind ähnlich widersprüchlich wie in Bissau. Wer weiß, ob das der letzte Stand ist.

Als wir um 23 Uhr zurückgehen, ist die Pforte zu unserem Hotel verschlossen. Lautstarkes Rütteln hilft nicht, niemand rührt sich. Bis ein Passant uns schließlich eine kleine Pforte zeigt, durch die man vom Nachbargrundstück ins Hotel kommt.

Montag, 13. Februar / Bubaque.

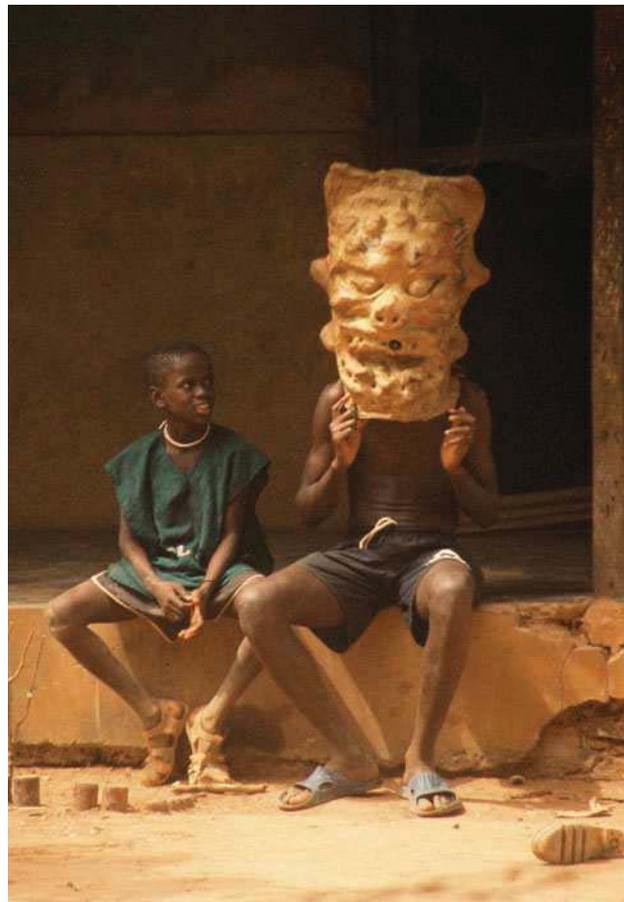
Angenehmer Schlaf, was auch daran liegt, dass es hier keine Mücken gibt. Erst im Sommer würden die Moskitos zur Plage, erklärt man uns – jetzt ist Winter. Morgens im Bad kein Wasser. H. hat Durchfall und leider funktioniert die Spülung nicht. Es stinkt erbärmlich im Zimmer. Erst mal frühstücken gehen ...

Nach der letzten Vollmondnacht heute ein Wetterwechsel. Klarer Himmel schon morgens, die Sonne scheint, dazu weht ein erfrischender starker Wind, der uns aber auch besorgt an unsere Rückfahrt denken lässt.

Jetzt ist es 15 Uhr, ich sitze auf der strohgedeckten Terrasse unseres Hotels und ziehe eine erste Bilanz dieses Tages. Im Hafen haben wir uns erkundigt, ob nicht doch schon morgen

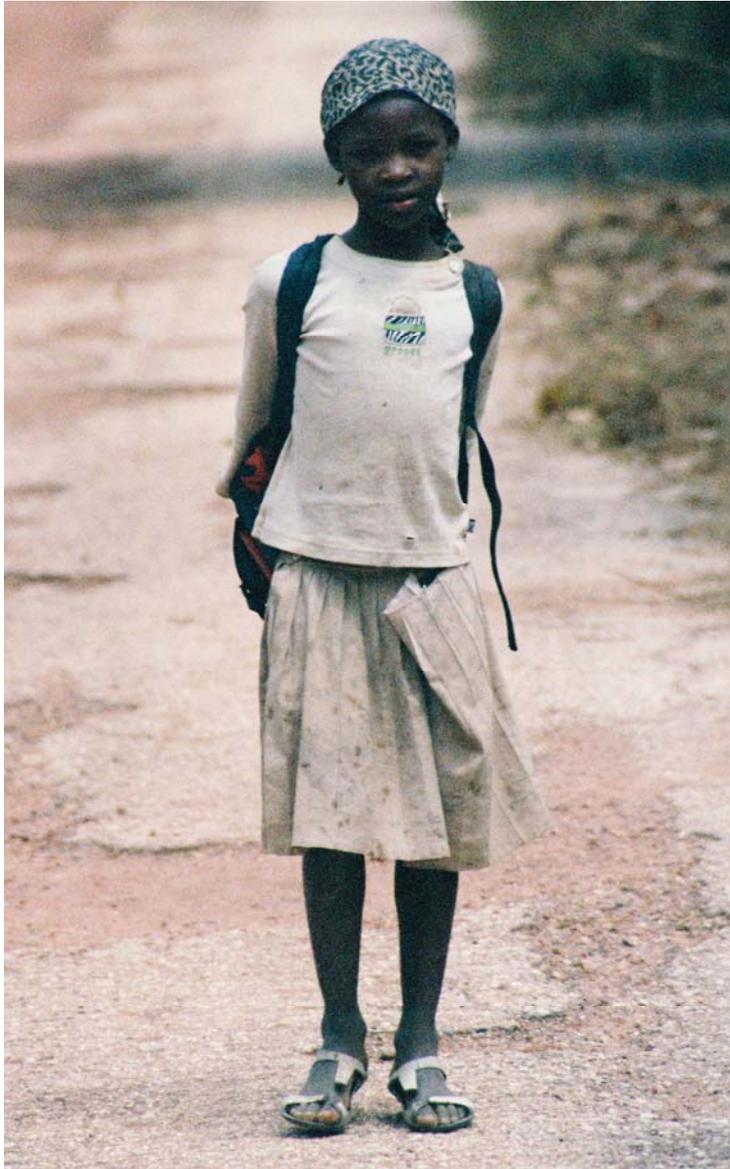
Ein Gegenbeispiel ist der Boy im *Canoa*. Ein fitter, aufgeweckter Bursche, hat er das Abitur absolviert, konnte aber mangels Geld kein Studium aufnehmen und musste sich einen Job suchen. Er weiß um politische Fakten und Namen und kommentiert sie, ist auch ein großer Fußballfan, der viele deutsche Spieler kennt. Mit seiner portugiesischen Chefin kommuniziert er auf Augenhöhe.

Abends im *Calypso* leckeres, paniertes Barrakuda-Filet, vorher ein Töpfchen mit überbackenen Pilzen, vermischt mit Sahne und Ei. Beste französische Küche. Aber wegen der Party gestern ist das Bier ausgegangen. Der Hausboy holt neues, aber als wir Nachschub ordern, stellt sich heraus, dass er nur zwei Büchsen besorgt hat. So müssen wir wieder ins



ein Boot ausfährt, aber das ist nicht der Fall. Es erstaunt mich, dass unser Anliegen niemanden zu kümmern scheint. Die wir ansprechen, reagieren uninteressiert, sagen nicht mehr, als sie gerade müssen. In Thailand hätte sich unser Wunsch in Windeseile verbreitet und wir hätten längst schon alle möglichen passenden und unpassenden Angebote bekommen.

Auch für einen Besuch des Nationalparks haben sich noch keine Perspektiven ergeben. Von der Wirtin, die wir darauf angesprochen hatten, kam bisher keinerlei Rückmeldung. Der Boy im *Canoa* erzählte uns im Übrigen, dass man die äußerst seltenen Meeresnilpferde, die



Wir sahen sie vor einer Hütte im Wald.

größte Attraktion des Parks, frühestens im August sehen könne. Für die Schildkröten, die erst abends an Land kröchen, müsse man vor Ort übernachten. Allmählich verabschieden wir uns von dem Vorhaben. Trotzdem werden wir das Beste aus der verbleibenden Zeit machen. Erholsam und entspannend ist es allemal, auch hier entwickelt sich erst mit der Zeit ein Gefühl für den Rhythmus des Lebens, für dieses träge Dahingleiten, das unserem Lebensrhythmus so diametral entgegengesetzt ist.

Unterwegs im Dorf ein Mädchen wie aus dem Bilderbuch der Negerklischees: fransig abstehende, geflochtene Haarsträhnen, rotes Flatterröckchen à la Josephine Baker, darüber ein offenes weißes Jäckchen und ein gelber BH, den sie über der Brust zu einem dünnen Strich zusammengerollt hat, darunter lagen die schwarzen Brüste vollkommen frei.

Unser Spaziergang führte uns erneut aus dem Ort heraus. Auf einem schattigen Hohlweg halbnackte Kinder, in ihre Spiele vertieft. Äste von Cashewnussbäumen überdachen den Weg, durch ihr Laub wirft die Sonne ein gesprenkeltes Licht. Die Bäume hängen voll mit noch un-

reifen, grünen Früchten. Cashewnüsse stellen einen der wichtigsten Wirtschaftszweige der Inseln dar. Sandwege, gesäumt von hohen Palmen, führten uns weiter in den dicht verwachsenen, nahezu undurchdringlichen Buschwald. Wir können von unten Flaschen erkennen, die hoch oben in den Baumkronen hängen. Aus Palmen wird hier Palmöl und Palmwein gewonnen. Auf einer Lichtung ein paar Gärten, von hohen Bastzäunen umgeben. Kühe, wild laufende Schweine und Ziegen streunen durch das trockene Gras. Die zweite Schlange, die ich in diesem Urlaub sehe, schlängelt eilig über den Weg, ein dünner Strich, mindestens ein Meter lang.

Unterwegs immer wieder Einheimische, die uns freundlich grüßen. Ab und zu folgen uns ein paar Jugendliche, die uns höflich ansprechen und ihre Englischkenntnisse ausprobieren.

Nach ein paar hundert Metern verlassen sie uns wieder. Halb nackte, tiefschwarze Kinder umschwirren uns, ohne aufdringlich zu werden. Meistens halten sie scheu ein paar Meter Abstand und freuen sich, wenn wir ihnen unsere Namen sagen oder sie uns die Hand geben dürfen. Das Größte ist, einmal durchs Fernglas schauen zu dürfen. Das ruft ehrfürchtiges Staunen hervor. Als sie merken, dass H. Vögel beobachtet, ahmen sie perfekt Vogelstimmen nach.

Nach einer Weile öffnet sich der Busch zu einem großen, offenen Platz: ein Eingeborenendorf. Fast alle Häuser sind aus Lehm gebaut und mit Stroh gedeckt. Sie werden von einem schmalen Gang und einem niedrigen Lehmwall umgeben, auf dem die Pfosten stehen, die das Dach tragen. Fotografieren ist hier nicht erwünscht, aus dem Hintergrund hören wir jemanden verächtlich *primitivo* oder ähnlich rufen – man kennt sie hier wohl schon, die der Exotik nachjagenden Touristen. Auch die üblichen Geschenke kennt man hier anscheinend besser als selbst im Hauptort. Überall werden wir nach *cadeau* gefragt und ich bedaure, keine Bonbons oder Kugelschreiber dabei zu haben. Als wir das Dorf auf der anderen Seite wieder verlassen, rufen Kinder uns fragend *beach* zu. Sie begleiten uns, bis der Weg nach einem halben Kilometer in eine traumhaft schöne, langgestreckte Badebucht mündet. Ein paar Kühe stehen auf dem Sand und in einer schattigen Ecke haben Fischer ihre Netze ausgebreitet. Auch sie fragen nach *cadeau*. Hier könnten wir schön baden, das Ufer ist weit und flach und ohne Gestein, aber wir haben unsere Badesachen nicht dabei. Vielleicht morgen!



Am Meer.

Im Hotel jetzt kein Laut mehr, bis auf ein undefinierbares Vogelgeräusch liegt die Anlage in nachmittäglicher Stille. Mit Ausnahme eines jungen Pärchens, Freunde oder Verwandte der Besitzerin, sind wir die einzigen Gäste. Vor unserem Bungalow, wohin ich mich zum Lesen zurückgezogen habe, leuchtet der blau gestrichene Swimmingpool in

der Sonne. Ein blauer Eisvogel mit rotem Schnabel, den H. als *Afrikanischen Zwerg-Kingfisher* identifiziert, labt sich an dem modrigen Wasser, in dem sich das Geäst einer mächtigen Würgefeige spiegelt. Weit oben, zwischen unzähligen Nestern von Webervögeln, lassen sich abends die hässlichen Gänsegeier zur Nachtruhe nieder, die uns auf dieser Reise überall verfolgen. Rechts und links die Apartments der Gäste, die jetzt wie ausgestorben daliegen. Hinter dem Schwimmbecken liegt das Haupthaus mit dem Restaurant, die nach unten ausfransende Strohbedeckung zieht sich tief über die getünchten Mauern, deren Weiß grell in der Sonne leuchtet. Dahinter der hohe Zaun, der das Grundstück abtrennt, dann die Straße, der Staub, das Dorf. Ich genieße die Stille, wie weit wir hier von allem weg sind. Obwohl im Dorf noch ein Häuschen der Guinea-Bissauischen Telecom steht, gibt es von Bubaque nicht einmal eine Telefonverbindung zum Festland – es ist wahrlich ein gottverlassener Archipel.

Abends, während wir essen, fliegen unterm Dach Fledermäuse aus und ein. Nachdem unser Boy erneut nur zwei Dosen Bier besorgt hat, wieder ins *Canoa*. Der fitte Kellner dort be-

schreibt uns minutiös, wie wir von Bissau nach Kolda kommen, was der Reiseführer, der nur von einer zweiten, neben Ziguinchor immer wichtiger werdenden Grenzöffnung spricht, offen gelassen hat. Er schreibt mir das in ungelungenen, großen Lettern auch in mein Tagebuch.

Er erzählt, dass Bubaque nicht von Bissau, sondern von Conakry aus versorgt werde, was vielleicht mit den Meeresströmungen zu tun hat, denn der Weg von dort ist viel weiter. Die Waren seien hier zum Teil doppelt so teuer wie in Bissau. Die wichtigste Frucht auf der Insel



Mädchen auf Bubaque.

sei die Kolanuss. An ihrem Besitz werde auch der Wert von Bräutigamen gemessen, erzählt er mit deutlicher Missbilligung. In der Tat kommt der Kolanuss, der stimulierende, verdauungsanregende und schmerzstillende, aber auch aphrodisierende Wirkungen zugeschrieben werden, in vielen afrikanischen Kulturen eine besondere kulturelle Bedeutung zu. In manchen Volksgruppen ist es üblich, sie als Geschenk an Gäste zu überreichen, die Nüsse gelten als Symbol der Gastfreundschaft.

Mancherorts überreicht der Bräutigam den Eltern der Braut vor der Hochzeit einen Korb Kolanüsse. Vermutlich steckt dem Burden in diesen Bräuchen zu viel an Volks- und Aberglauben, als dass er sich vor „fortschrittlichen“ Weißen dazu bekennen könnte.

Er erzählt uns, dass das guineische Grenzgebiet bei Ziguinchor immer noch durch Marodeure gefährdet

sei. Nach dem Friedensschluss hätten sich dort ehemalige Rebellen aus der Casamance mit guineischen Banditen zusammengetan. Auf der guineischen Seite gebe es des Öfteren noch Überfälle auf Reisende, was den Handelsverkehr sehr erschwere. Nach der Rückkehr nach Deutschland lese ich in einer kleinen Zeitungsnotiz, dass sich ein aufständischer *Warlord* aus der Casamance kurz nach unserer Durchfahrt mit seiner Truppe auf die guineische Seite zurückgezogen habe, um den Krieg trotz des Friedensschlusses von dort aus fortzusetzen.

Dienstag, 14. Februar / Bubaque.

Noch mal das Bastmädchen. Entweder haben mich meine erotischen Fantasien optisch in die Irre geführt oder sie trägt heute andere Sachen. Jedenfalls sehe ich keine Spur mehr von einem gelben BH, und statt des weißen Jäckchens hat sie einen kurzen blau-roten Umhang übergeworfen, der allerdings tatsächlich, was man sonst nirgendwo mehr sehen kann, die Brüste freilässt.

Die Luft für größere Unternehmungen ist heute raus. Wir schlendern ein wenig durch den Ort und zu den verfallenen Bauten am Meer. Der Boy im *Canoa* hat uns erzählt, dass die eingesunkene Ruine, die wir am ersten Tag entdeckt hatten, die Sommerresidenz von Louiz Cabral war, dem ersten Staatspräsidenten Guinea-Bissaus.



Abschied von Bubaque: Die Piroge wird beladen.

Boot wegen des hohen Wellengangs auf einer der unbewohnten Inseln gestrandet sei. Besatzung und Passagiere hätten sich an Land eine Ziege gefangen und gebraten. Sie findet Schnellboote freilich gefährlicher als Pirogen. Dagegen gab der Boy im *Canoa* eine eindeutige Antwort: Natürlich sei das Schnellboot sicherer. Ist das die Faszination der modernen Technik? Immerhin steckt in den Pirogen eine uralte Tradition, die die Menschen gelehrt hat, mit den Unbilden des Meeres fertig zu werden. Vielleicht spiegelt sich darin aber auch die Erfahrung, dass die Einheimischen ihre Möglichkeiten nicht immer realistisch einschätzen. Wie oft hört man, dass sie Boote überladen und auch noch ausfahren, wenn das Wetter es eigentlich nicht mehr zulässt.

Auf der Dorfstraße ist das Tischfußballgerät wie jeden Abend von Jugendlichen umlagert, an der schäbigen Hafenbar wird Palmwein getrunken. Man erzählt uns, heute fahre um 16 Uhr ein Schiff ab und morgen früh starteten gleich drei. Schließlich aber erhalten wir, angeblich vom Kapitän selbst, die diesmal glaubwürdige Auskunft: Das Schiff fahre morgen um acht Uhr los – es habe sogar zwei Motoren.



Auf hoher See.

zwischen Boot und steinigem Ufer überbrückt. Dörfler tragen zappelnde Hühner herbei, quiekende Schweine werden hineingereicht. Auf den spitzen, porösen Steinen stehen

In der Sportfischer-Bar erzählt uns die junge Besitzerin, dass wegen des Windes heute schon ein Boot umkehren musste. Bei diesem Wetter werde morgen bestimmt keine Piroge auslaufen. Ihr Mann bietet uns erneut sein Schnellboot an, damit gebe es keine Probleme ... Schöne Aussichten! Dabei wird es jetzt Zeit für etwas Neues, obwohl wir die Inselwelt des Archipel – ganz ohne Ausflug – nicht einmal besonders gut erkundet haben. Auch unsere Wirtin hat uns heute früh erzählt, dass ein

Zum Abendessen haben wir uns diesmal für „Fleisch“ entschieden. Es schmeckt seltsam fremd, vermutlich ist es Ziege.

Mittwoch, 15. Februar / Bubaque-Bissau.

Um 7.30 Uhr bringt uns unsere Wirtin mit ihrem Jeep – alle Weißen haben hier einen Jeep! – zum Hafen. Wenig später fährt unsere Piroge auch schon vor. Ein endloses Beladen und Einsteigen beginnt. Frauen balancieren halsbrecherisch ihre Lasten über die rostige Metalleiter, die das Wasser

Trauben von Menschen in ständig wechselnden Gruppen zusammen, fachsimpeln und begutachten, was alles so am Hafen passiert. Frauen tragen Körbe mit kleinen roten Früchten umher, man verabschiedet sich voneinander, hält hie und da noch ein kleines Schwätzchen ab, dann steigt wieder einer aus, einem anderen fällt ein, dass er doch mitfahren will, und so ziehen sich die Minuten hin – für die Menschen im Ort eine willkommene Abwechslung im täglichen Einerlei, Zeitvertreib und Vergnügen in einem.

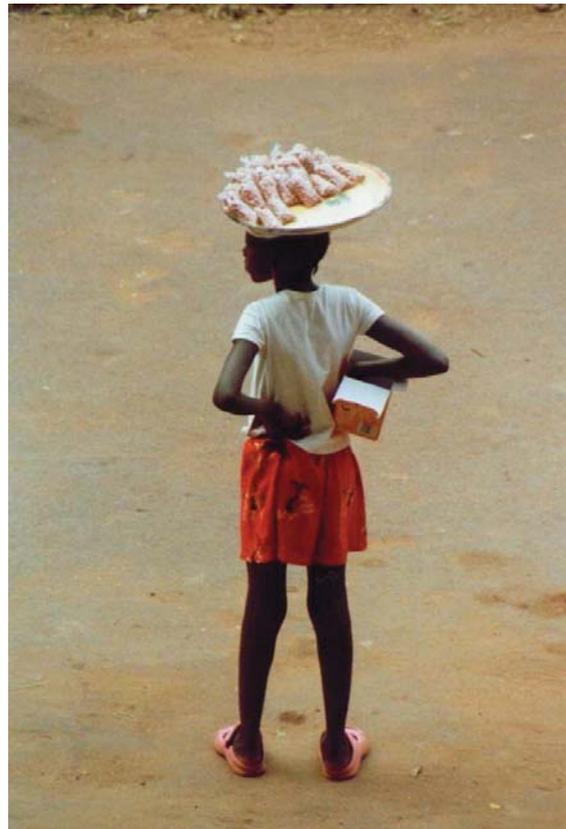
Um 9.30 Uhr – statt, wie angekündigt, um acht Uhr – fährt das Boot endlich ab. Und nun erleben wir ein klein wenig von dem, was die Meeresspassage hier im Herbst so gefährlich und zum Teil auch unmöglich macht. Wie wir befürchtet haben, ist ein starker Wind aufgekommen, das Boot schaukelt auf den Wellen nur so hin und her. Dazu haben wir den Fehler begangen und uns ganz nach vorn gesetzt, was auf der Hinfahrt – bei ruhiger See – auch sehr verführerisch aussah. Ich habe nicht einmal meine Jacke angezogen und sitze im kurzärmligen Hemd da. Immer wieder schwappen die Wellen über uns hinweg und bald sind wir völlig durchnässt. Dazu weht ein scharfer, kalter Wind. Die Sonne bricht kaum einmal durch die Wolken, und wenn sie gerade begonnen hat einen zu wärmen, bricht schon wieder die nächste Welle über uns herein. Den Platz zu wechseln, ist nicht mehr möglich, da das Boot voll besetzt ist. Ich friere wie ein Schneider und bald kann ich das Zittern meiner Glieder nicht mehr unter Kontrolle bekommen.

Wie ein betrunkenen *Pierrot* tanzt das voll beladene Boot auf den Wellen. Angst habe ich jedoch seltsamerweise keine, obwohl der Kapitän, der sich anfangs mit seinen Gehilfen über die hasenfüßigen Passagiere gern ein wenig lustig gemacht hatte, bei den schlimmsten Wellen doch recht ernst wird und seine Besorgnis kaum noch verbergen kann. Das *Floß der Medusa* ist jedoch, scheint mir, noch weit entfernt. Manchmal gelingt es mir sogar, die Schönheit der Szenerie zu erfassen. Als später wieder die Sonne durch die Wolken bricht, liegt die weite Fläche des Meeres in einem durchsichtigen, weißen Glanz vor uns, bedeckt von tausend kleinen Tupfern. Als wir die Inseln hinter uns gelassen haben, beruhigt sich die See etwas. Der Himmel ist jetzt wolkenlos blau, die Sonne wirft grelle Spitzlichter über das Wasser.

Erschöpft und erleichtert legen wir gegen 14 Uhr am *Porto Rampa* an. 4,5 Stunden haben wir gebraucht. Vorher hatte man uns gesagt: Zurück nach Bissau? Maximal 2-3 Stunden! Man muss sich daran gewöhnen, afrikanischen Zeitangaben niemals trauen zu können.

Zurück in unsere *Pensão Central*. Als würde sich hier nie etwas verändern, sitzt die alte Portugiesin noch da, wo sie immer sitzt. Die abgewrackte Ödnis unserer Absteige fällt uns beim zweiten Mal stärker ins Auge, zumal wir ein deutlich schlechteres Zimmer bekommen. Es liegt nicht mehr auf der schönen Terrassenseite mit Sitzmöglichkeiten draußen und Blick über die Straße. Jetzt wird uns auch bewusst, wie angenehm das Klima auf Bubaque war. Obwohl ebenfalls am Meer gelegen, weist Bissau deutlich mehr Grade auf. Aber die Hitze ist auch hier gut auszuhalten.

Abends in unserem Stammrestaurant die vertraute Szenerie. Schwarze Oberschicht, *Expats*. Ich esse eine Austernsuppe, die den hübschen Namen *Pitche Patche* trägt. Vermutlich war das mal ein volksnahes Seemannsessen. Als wir in die Pension zurückkommen, stelle ich fest, dass in meinem Bett die Überdecke fehlt. Die ranzige, angefressene Schaumstoff-



Nussverkäuferin in Bissau.

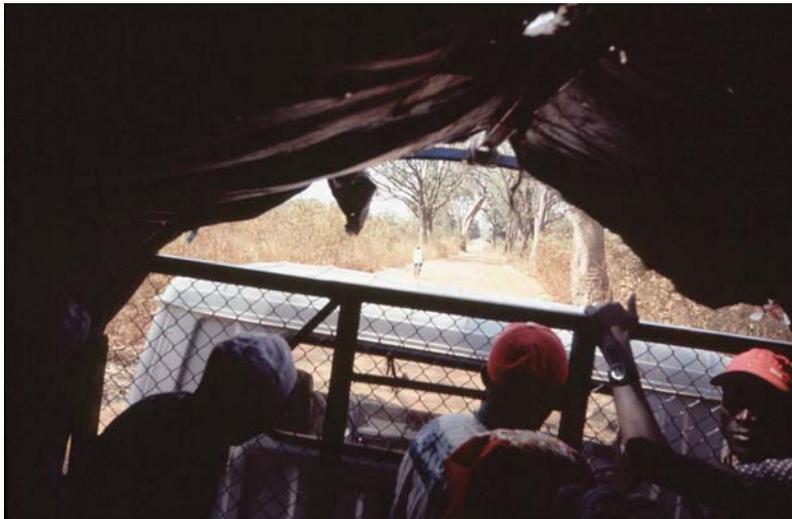
matratze wird nur durch ein dünnes Laken bedeckt, das noch dazu ständig verrutscht. Im Haus ist bereits alles dunkel. Nachts habe ich das Gefühl, in einem Sack voller Flöhe zu liegen. Alles juckt, dazu stickige Luft, wir haben versäumt, die Fenster zu öffnen. Ohne Decke zu stark abkühlend, schlafe ich kaum und sehr unruhig. Wir sind froh, morgen aus diesem Loch herauszukommen.

Donnerstag, 16. Februar / Bissau-Kolda.

Um 7.15 Uhr brechen wir zur Weiterreise auf. Es geht zurück in den Senegal, diesmal jedoch nicht via Ziguinchor, sondern über einen abgelegenen Grenzübergang im Osten des Landes in der Nähe von Kolda. Unser nächstes großes Ziel nach einer Zwischenstation in Kolda wird das gambische Georgetown sein.

Kein Problem, vor der Pension ein Taxi zu finden. Wie es uns der Boy aufgeschrieben hat, rufen wir dem Taxifahrer brav *paragem* zu, das portugiesische Wort für Busbahnhof, und beim dritten Anlauf versteht er uns auch tatsächlich. Auf dem umtriebigen Bahnhof lädt er uns gleich an der richtigen Stelle aus. Da wartet schon ein großer Bus auf die Fahrgäste nach Bafatá, unserem ersten Zwischenziel.

Unterwegs eine typische afrikanische Savannenlandschaft, verdorrtes Gras, mächtige Baobabs. Noch ist die Straße asphaltiert und in recht gutem Zustand. Um 10.45 Uhr kommen wir in Bafatá an. Mit 25 000 Einwohnern ist es die zweitgrößte (!) Stadt Guinea-Bissaus und eine wichtige Durchgangsstation auf dem Weg in den Senegal. Wir müssen nun in ein *Katonga*, wie hier die Sammeltaxis genannt werden, umsteigen – und hier, an diesem ersten Umsteigepunkt, weit weg von den noch halbwegs zivilisierten Küstenregionen der drei Länder, die wir besuchen, beginnt jetzt ein Drama des Abzockens, das erst zwei Tage später in Georgetown sein Ende finden wird.



Auf Sandpisten unterwegs (Foto: H.)

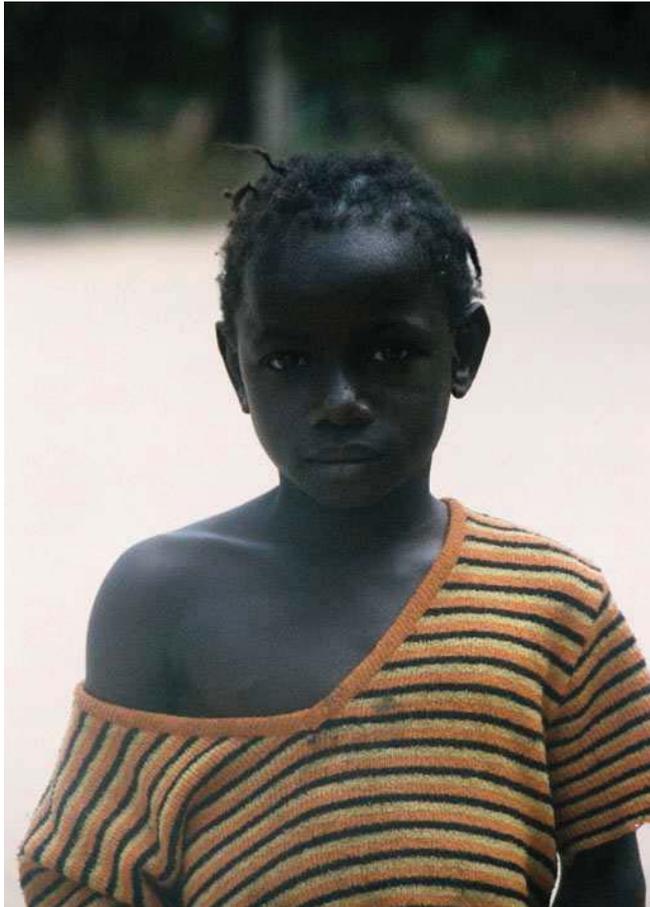
Natürlich brauchen wir Tickets für die Weiterfahrt, und natürlich haben wir nicht die geringste Idee, wo in all dem Staub und lärmendem Gewusel, in dem wir hier gelandet sind, Tickets verkauft werden könnten. Und natürlich wissen sie genau, dass wir uns nicht auskennen, und sie wissen auch, dass dies ihre Chance ist. Kaum sind wir ausgestiegen, fängt ein flinker Boy mich ab und drängt mich zu dem Stand, wo die Tickets verkauft werden. Vorher nimmt er

mir schon mal die 5000 CFA ab, die die Tickets angeblich kosten sollen. Hektisch quetscht er sich durch die Mensentraube, die den Stand umlagert. Trotzdem sehe ich, dass er dem Ticketverkäufer deutlich weniger Geld in die Hand drückt, als ich ihm gegeben habe. Auf den Tickets, die er mir schließlich aushändigt, ist als Preis 1000 CFA aufgedruckt. Als ich die überzahlten 3000 CFA zurückfordere, ignoriert er mich erst, sagt dann, als ich insistiere, nur cool: *Finish*, und dreht sich weg. Ich ärgere mich über meine Blauäugigkeit, alle Erfahrung bewahrt einen nicht davor, immer wieder auf solche dummen Tricks hereinzufallen.

Die Helfer, die das Gepäck aufladen, nennen uns den horrenden Preis von 5000 CFA, die wir nach der Fahrt dafür zu bezahlen hätten. Wir lachen nur und glauben nicht wirklich, dass sie es ernst meinen – unser zweiter Fehler. Wieder müssen wir warten, bis der Wagen, ein zum Taxi umgebautes Kleinlastkraftfahrzeug, sich mit Passagieren restlos gefüllt hat. Um 13.30 Uhr fahren wir schließlich los. Um die 30 Leute drängen sich auf der geschlossenen Ladefläche

auf den Holzbänken, von denen zwei längs an der Seite und eine weitere in der Mitte stehen. Unsere Füße müssen sich zwischen Benzinkanistern und anderem sperrigen Gepäck ein Fleckchen suchen. Ellenbogen stoßen einem ins Gesicht, von der mittleren Bank ragt mir das mächtige Gesäß einer schwarzen Mamsell übers Knie, so dass ich mich kaum zu bewegen wage. Man sitzt eng auf eng, jede Bewegung der Nachbarn und Vorderleute ist zu spüren.

Die Straße jetzt ein staubiger Feldweg, das ist alles, was wir in den nächsten Stunden noch sehen werden. Kreuz und quer bahnt sich unser Laster, den Schlaglöchern ausweichend, seinen Weg – Gegenverkehr findet nicht mehr statt. Nach kurzer Zeit sind unsere Kleider von einer dicken Staubschicht bedeckt. Die Schwarzen, die das schon hundert Mal erlebt haben, lassen alles apathisch schweigend über sich ergehen. Gebückt dasitzend, als könnte sie das



Unterwegs gesehen.

vor dem Staub schützen, haben sie ihre Haare bedeckt und halten sich Tücher vors Gesicht. Zwischen all den Menschen um mich herum sehe ich von der Landschaft nur noch Ausschnitte, ein bisschen vom Grün der Baumkronen, das staubige Rot der Straße, die Sonne, die sich spät erst durchsetzt – ein richtiges Bild will sich so nicht zusammensetzen. Gegen 17 Uhr klettern wir mit wundem Hintern, kaputten Knochen und völlig verstaubt aus dem Wagen: die Grenzstation Sintchan Bantscha bei Cambaju. Die guineisch-bissauischen Grenzer geben uns den Ausreisestempel und schlagen gleich noch 2000 CFA Gebühr drauf – sicher auch alles andere als gesetzeskonform.

Der Fahrer unseres *Katongas* bietet an, uns auf die senegalische Seite weiterzufahren. Dafür will er noch einmal 5000 CFA. Als wir protestieren, verweist er gelassen auf die vier Kilometer, die wir sonst mit unseren Koffern durch Staub und Hitze marschieren müssten. Was bleibt uns also übrig! Wir sehen dann, dass er auch Einheimische transportiert, also

keineswegs eine Extratour für uns macht, wie er uns weismachen wollte. Immerhin dürfen wir in die Fahrerkabine steigen, die anderen Passagiere, die bestimmt nicht einmal 1000 CFA für die kurze Strecke bezahlen, steigen hinten ein.

Nach wenigen hundert Metern der Zoll von Guinea-Bissau. Die Einheimischen werden im Wagen abgefertigt. Wir müssen aussteigen, müssen aber weder unsere Koffer öffnen, die im Wagen verstaubt sind, noch die Pässe vorzeigen. So stehen wir da eine Weile einfach nur rum. Irgendwann wird mir das zu bunt, ich frage, was sie eigentlich wollten und wann es weiter gehe. Darauf hält der Zollbeamte uns eine lange Rede, in der ich nur die Worte *money* und *argent* verstehe – was ja eigentlich auch schon ausreicht. Ich stelle mich aber taub. Da greift er – *diese dummen Touristen wollen einfach nie verstehen!* – hinter sich in ein Regal und holt ein Gießkännchen hervor, mit dem er eine Bewegung in Richtung seiner Füße macht, als wolle er eine Blume wässern. Eigentlich ist es zum Schreien komisch. Und wieder: Was bleibt uns übrig! Sie wissen genau, dass sie uns in dieser staubigen, gottverlassenen Grenzödnis vollkommen in der Hand haben. Wir sind noch nicht einmal auf der senegalesischen Seite angekommen, in einer Stunde geht die Sonne unter und der nächste größere Ort mit einem akzeptablen Hotel ist 40 km entfernt. Auf Verdacht gebe ich ihm den

kleinsten Schein, den wir haben (2000 CFA, einen 1000-CFA-Schein zum Antesten besitzen wir leider gerade nicht), und mit den umgerechnet drei Euro ist er tatsächlich zufrieden.



Doch das Lehrstück, wie man aus „reichen Touristen“ Geld herausschlagen kann, geht weiter. Unser Taxi fährt uns nun auf die senegalesische Seite. Bei der Abfertigung an der Grenzstation keine Probleme. Nicht einmal nach der Gelbfieberimpfung, die angeblich bei der Einreise aus Guinea-Bissau obligatorisch ist, werden wir gefragt. Am Taxistand in Salikénié, dem senegalischen Grenzort, zu dem man uns nun bringt, dann aber erneut ein Drama von der Sorte *l'Afrique pure*.

Unsere treuen Jungs aus Guinea-Bissau fordern jetzt die 5000 CFA ein, die man uns in Bafatá als Gepäckgebühr annonciert hatte. Wir weigern uns. 1000 CFA pro Person für einen Fahrschein und 2500 für ein Gepäckstück, das könne ja wohl nicht stimmen. Ich verweise darauf, dass man mir ohnehin schon 3000 CFA zu viel für die Tickets abgeknöpft habe. Aber die Jungs beharren auf ihrer Forderung und machen keine Miene, unser Gepäck zu entladen.

Herumstehende senegalesische Taxifahrer und andere junge Leute mischen sich ein und ergreifen Partei für uns. Es entwickelt sich ein immer heftiger werdendes, lautstarkes Palaver, bei dem vielleicht auch nationale Rivalitäten eine Rolle spielen. Ich befürchte eine Schlägerei und lenke schließlich, die Leute beruhigend, ein. Die Jungs trollen sich mit ihrem Geld und ich bedanke mich bei den Senegalesen für ihre Hilfe – leider wieder eine dieser überflüssigen Gesten aus der Serie *Man lernt nie aus*.



Die Kunst der Schildermaler (zwei Beispiele aus Kolda).

Denn die Sache scheint kaum ausgestanden, da beginnt das Spiel plötzlich von Neuem, erst im Spaß, aber dann wird schnell Ernst daraus. Als wir ins Taxi steigen wollen, eine Limousine, die ihre Fahrgäste schon fast zusammen hat, mahnt einer, ja aber fürs Gepäck seien doch noch 4000 CFA fällig. Wir sagen, *guter Scherz*, und alles um uns herum brüllt vor Lachen. Einer macht ein freundlich joviales *give-me-five*. Doch irgendwie kommen sie

immer wieder auf die 4000 CFA zurück. Einer der Fahrgäste, der nicht zu den Taxifahrern gehört – wobei man nie recht weiß, wer eigentlich zu wem gehört –, stachelt das Ganze mit viel Häme weiter an. Wir weisen ihr Ansinnen energisch zurück, schließlich koste der

Personenfahrschein nach Kolda nur 1000 CFA. Doch was tun? Nichts bewegt sich und alle haben die Ruhe weg. Was können sie auch verlieren? Ich gehe zu dem Mäuerchen, wo der ältere Ticketverkäufer uns die *Bilhete* verkauft hat. *Gibt es einen festen Preis für das Gepäck?* Er zuckt mit den Achseln und weicht aus. *Was könnt Ihr denn zahlen?* Eine durchaus berechnete Frage, denn natürlich wissen alle, dass es sich bei diesen Zänkereien um für uns lächerliche Beträge handelt. Eine Weile geht das hin und her, bis schließlich einer den Vorschlag macht: 1000 CFA. Darauf gehen wir ein, es ist ja auch durchaus üblich, dass für Gepäck ein Aufpreis berechnet wird. Der korrekte Preis dürfte bei etwa 800 CFA liegen.



Straßenszene in Kolda.

Und jetzt nichts wie weg! Nach dem langen Tag ersparen wir uns das Warten auf die beiden letzten Passagiere und erkaufen uns mit vier Plätzen ein bisschen Bequemlichkeit. Das ist natürlich genau das, was die Boys jetzt sehen wollen. Wenn diese reichen Touristen sich einfach so mal zwei Fahrplätze leisten können, die sie gar nicht belegen, warum sollen wir ihnen dann nicht gleich von uns aus schon mal den vierfachen Fahrpreis abknöpfen? Alle Einheimischen sind mit dieser Einstellung aber doch nicht einverstanden. Ein älterer Herr, der die Szene beobachtet hatte, entfernte sich kopfschüttelnd und nickte, als ich ihm ein *pas bon* zuraunte. Ein junges Mädchen, das mit seiner Mutter an einem Brunnen auf die Abfahrt des Taxis wartete, bot mir, als sie meinen Frust sah, aus einem Schöpfbecher freundlich einen Schluck Wasser an, den sie aus dem Brunnen geschöpft hatte. In dem Moment dachte ich nicht an die gesundheitlichen Gefahren und sie freute sich sichtlich, dass ich das Wasser annahm. Doch trotz solchen Wohlwollens: Niemand hat eingegriffen, um uns zu helfen. Auch an den Stationen zuvor konnten die kleinen Gauner schalten und walten, wie sie wollten, niemand stellte sich ihnen in den Weg. Eine Chance, noch mal davonzukommen, hatten wir hier nur, weil die Jungs, durch das Vorbild ihrer Kollegen aus Guinea-Bissau scharfgemacht, die in ihren Augen eine Riesensumme für das Gepäck einstreichen konnten, wohl nur Gelegenheitstäter waren. Sie wirkten bei Weitem nicht so abgezockt wie ihre Kollegen aus dem Nachbarland.

Taxifahrt durch eine ausgedörrte Steppenlandschaft. Von Zeit zu Zeit Dörfer mit den typischen strohgedeckten Rundhütten. Sie wirken auf mich viel geschlossener und

traditioneller als die Dörfer mit den ewigen Wellblechdächern, die in Guinea-Bissau zu sehen waren. Kurz vor Kolda, unserem Ziel, noch mal eine Polizeikontrolle. An einer staubigen Kreuzung werden wir gestoppt, mein Koffer wird verlangt. Ich stehe inmitten von heißen Auspuffgasen, als ich ihn öffne. Ein paar desinteressierte Handgriffe, das war's, ich darf ihn wieder schließen. Der überhebliche Beamte will nicht einmal unsere Pässe sehen.

Mitten im lärmenden Feierabendverkehr kommen wir in Kolda an. Hier wollen wir einen Tag bleiben, um die anstrengende Fahrt ein wenig von uns abzuschütteln. Drangvolle Enge, viel Betrieb auf den Straßen, die Stadt liegt bereits im Halbdunkel. Nach ein paar Irrwegen findet der Taxifahrer unser Hotel dann schnell. Kurze Inspektion, dann erst einmal unter die Dusche. Erschöpft von der Fahrt, spülen wir Unmengen von Staub vom Körper.



Stillleben mit Schwein.

Das Hotelrestaurant, irgendwo versteckt im zweiten Stock, ist menschenleer und öde. Darauf haben wir keine Lust, obwohl der Kellner gleich auf uns zu-springt. Ganz in der Nähe liegt das vom Reiseführer empfohlene *Hotel Hobbe*. Der Weg führt über dunkle Sandstraßen, die uns hier am Stadtrand nicht ganz geheuer sind. Doch was wir dann finden, ist zweifellos das edelste Fleckchen,

das dieser Ort zu bieten hat, eine Insel der Reichen. Open-Air-Restaurant und Bar gruppieren sich um einen gepflegten Swimmingpool mit klarem Wasser. Über den Beckenrand stolzieren zahme Kronenkränche. Clubatmosphäre, wir sind in einer anderen Welt, der Staub Afrikas ist plötzlich weit weg. Gertenschlanke Kellnerinnen in Jeans und bauchfreien T-Shirts schweben durch das Gelände. Dass sie gleichzeitig als Nutten arbeiten, hat bei ihnen ein ausgesprochenes Desinteresse am Kellnern erzeugt. Selbst wenn ein Tisch voll mit benutztem Geschirr steht, lassen sie sich vom Oberkellner gerade mal dazu nötigen, ein einzelnes Glas mitzunehmen. Offensichtlich haben sie bessere Einnahmequellen. Auch im Hotel wartet später, als wir vor dem Schlafengehen auf der Innenterrasse noch ein Bier trinken, geduldig ein Mädchen neben uns, ob wir sie nicht vielleicht doch noch ansprechen. Eine so enge Verbindung von Hotellerie und Prostitution habe ich nicht einmal in Thailand erlebt.

Nachts Durchfall, das erste Mal auf dieser Reise, vielleicht von dem *sanglant* gebratenen *Entrecôte*, das ich im *Hobbe* verspeist habe.

Freitag, 17. Februar / Kolda.

Aus den Wasserleitungen im Bad kommt schmutzig braunes Wasser, was ich gestern beim Duschen gar nicht bemerkt hatte, weil von mir auch nur braunes Wasser abfloss.

Kolda also. Im Reiseführer steht: *ein aufstrebendes Verwaltungszentrum*. Wir sehen: Staub, Staub und nochmals Staub. Breite, staubige Straßen, flirrend im Sonnenlicht, der Asphalt an den Rändern weggebrochen und voller Schlaglöcher. Man muss achtgeben vor den Schlangenlinien fahrenden Autos, beim Ausweichen fahren sie gern über die Sandstreifen, die als Bürgersteige dienen. Ein paar verwitterte Kolonialhäuser, zweistöckig, dreistöckig, die

Fenster gähnende Höhlen (wann haben wir zuletzt Fensterscheiben aus Glas gesehen?)
 Ganze Straßenzüge mit den üblichen Verkaufsbuden, gemauerte, einstöckige Unterstände



mit Dächern aus Wellblech und handgemalten Schildern. Eselskarren, bettelnde Kinder, Männer in weißem Kaftan. Die Frauen, wie aus dem Ei gepellt, wandeln mit der anmutigen Eleganz ihrer endlos langsamen Bewegungen scheinbar unbeirrt daher, vom Staub wie unberührt. Man spürt förmlich die Zeit vergehen, wenn man sie beobachtet. Überhaupt sind die senegalischen Frauen eine Augenweide: hochgewachsen, schlank, mit

großen, vollen Augen und ebenmäßigen Gesichtszügen, die ein sanfter, oft melancholischer Ausdruck überzieht. Sie schauen einen gerade und offen an, dem Blick standhaltend, manche auch herausfordernd.

Zum Stadtzentrum gehen wir an Müllbergen vorbei, in denen kleine Feuer glimmen. Ziegen klettern über den Abfall, es riecht nach verbrannten Autoreifen. Hinter dem Zentrum verbreitern sich die Straßen zu einem Wohnviertel. Am anderen Ende der Fluss, eine Brücke führt aus der Stadt heraus. Das Flussbett halb ausgetrocknet, die Armen haben sich da ein paar Gemüsebeete eingerichtet. Ein Hauch von Idylle, wäre da nicht der Schmutz, der Müll



Maggi, Medizin & Politik: Läden in Kolda.

überall, der rote Plastikeimer, der neben den Seerosen im Wasser treibt. Zur Stadtseite am Hang eine riesige Müllkippe. Über der ganzen Stadt hängt der Geruch von Müll, unter der prallen Sonne hat er keine Chance sich zu verziehen.

Angesprochen werden wir hier nur selten, und wenn dann von Bettlern. In der Regel haben bisher meine Französischkenntnisse ausgereicht, um eine Verständigung über die notwendigen Dinge

des Alltags zu ermöglichen. Im Senegal wird mehr oder weniger automatisch erwartet, dass man französisch spricht. Selbst im portugiesischsprachigen Guinea-Bissau wird man als Weißer erst einmal für einen Franzosen gehalten. Englisch spricht nur eine Minderheit.

Jeder Dritte hat hier ein Stück Holz von etwa doppelter Zigarettenlänge im Mund, auf dem er lange herumkaut, um gelegentlich auszuspucken. Vermutlich Sandelholz. Zahnpflege auf Afrikanisch.

Ein Internetcafé. Ich schreibe eine Mail, brauche eine Viertelstunde, bevor ich mein *Account* öffnen kann. In 15 Minuten schließt der Laden, Mittagspause. Ich habe gerade zwei Sätze geschrieben, eine Mail gelesen. 25 Minuten sind vorbei, da stürzt der Computer ab.

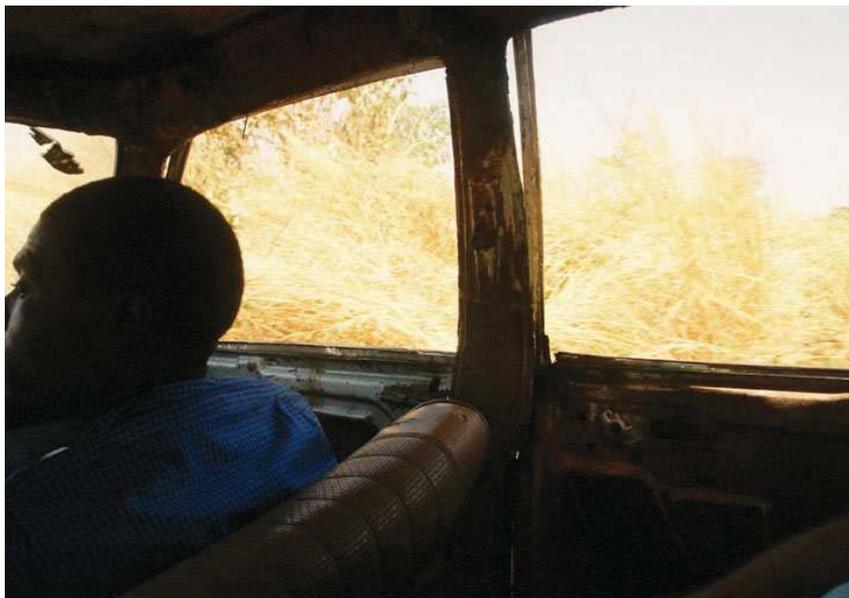
Lange Siesta, danach haben wir keine Lust mehr, durch die Stadt zu ziehen. Im Innenhof zwischen den Apartments haben wir heute früh in einer Ecke eine Kuh angepflockt gesehen. Jetzt können wir beobachten, wie sie, noch an derselben Stelle, ausgenommen wird. Über der Anlage kreisen Geier, auf Abfälle lauend. Einige haben sich schon auf den Dächern niedergelassen.

H. lässt kein gutes Haar an der Stadt, ich sehe das nicht ganz so krass. Aber man kann sie wohl nur ertragen, wenn man weiß, dass man bald wieder abfährt. Gott sei Dank gibt es die Hotels, in die man sich zurückziehen kann.

Zwischen dem *Hotel Moya*, in dem wir wohnen, und dem fünf Minuten entfernten *Hotel Hobbe*, zwischen Auto- und Motorradwerkstätten, Eisenwaren- und Zubehörläden ein paar schäbige Bars und Nachtclubs. Nachts ist es hier vollkommen dunkel, ich werde heute Kamera und Geld, die ich sonst immer bei mir trage, im Hotel lassen. Das Restaurant ist für uns ein idealer Rückzugsort geworden. Mit seinem Schwimmbecken und den runden Strohpilzen, unter denen die Tische stehen, ist es eine erholsame Insel in diesem Meer aus Unrat. Doch selbst hier riecht man den Müll. Das Hotel wird heute von französischen und senegalesischen Militärs in Uniform belagert. Alte, weiße Haudegen mit zerfurchten Gesichtern tragen verpackte Gewehre, einer hat zwei große tote Vögel in der Hand.

Gestern hat uns der aufgeweckte Kellner einen viel zu hohen Bierpreis abgeknöpft. Jetzt versucht er es erneut mit der Menge der Flaschen, die wir angeblich getrunken hätten. Doch wie schön:

Er prellt sich selbst dabei, weil er versehentlich einen 10 000 CFA-Schein auf dem Tisch liegen lässt. Natürlich sehen wir ihn nicht mehr wieder, zum Ausgleich behält er das noch fällige Rückgeld von 4000 CFA ein. Am Ende bezahlen wir statt 21 000 CFA nur 15 000 CFA – was, jedenfalls für uns, nicht gerade die Welt ist, über diese kleine Revanche für all die Gaunereien der letzten Tage freuen wir uns aber doch.



Unterwegs im Automobil ...

Samstag, 18. Februar / Kolda-Georgetown.

Um 8 Uhr setzen wir unsere Tour nach Georgetown fort. Der Hotelportier schickt einen Boy, um ein Taxi aufzutreiben, das uns zum nahe gelegenen Busbahnhof bringen soll. Während wir vor der Tür warten, kommen Straßenkinder herbei, um ein bisschen Essen zu erbetteln. Von einem Küchenmädchen erhält jedes ein Stück Baguette.

Die erste Station, die wir erreichen müssen, ist das senegalesische Grenzstädtchen Velingara. Für das *Taxi Brousse*, das uns dorthin bringen soll, bezahlen wir pro Person 2300

CFA, was der Festpreis beim Ticketverkäufer ist. Das Gepäck dagegen wird je nach Größe frei ausgehandelt und hier verlangen die Boys 7000 CFA, doch diesmal haben wir wenig Lust uns zu streiten – wir bezahlen, was sie verlangen. In dem bequemen Peugeot sitzen wir in der Mitte zu Dritt in einer Reihe. Bis Velingara Asphalt, viele Schlaglöcher. Die übliche

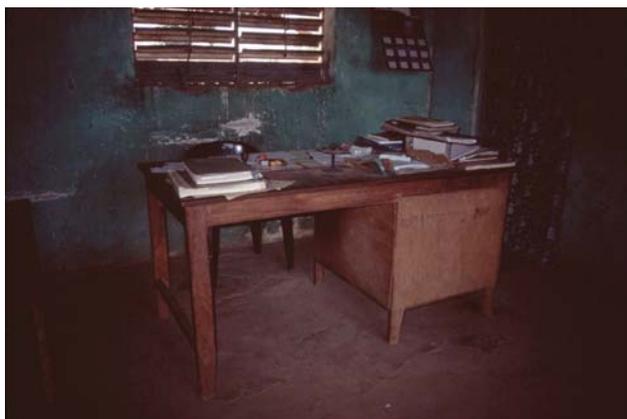


Auf nach Gambia! (Foto: H.)

Landschaft: hüfthohes, vertrocknetes Gras, Büsche, einzeln stehende Bäume, darunter immer wieder auch Baobabs. Viele Bäume sind vertrocknet und nur noch kahle Gerippe. Unterwegs eine kleine Reifenpanne, die hier aber zum Programm gehört. Mit viel Routine ist sie schnell behoben. Nach und nach steigen die Passagiere aus. Als der Wagen leer ist, reicht uns der Fahrer, für den es sich wohl nicht rentiert weiterzufahren, an einen vollgestopften Minibus weiter, was auch ohne Probleme, ohne erneuten Versuch abzu-

kassieren, funktioniert. Drei Stunden brauchen wir für die mit anderthalb bis zweieinhalb Stunden annoncierte Strecke.

In Velingara werden wir auf dem zentralen Platz abgeladen. Wie kommen wir von hier nach Basse Santa Su, dem gambischen Pendant auf der anderen Seite der Grenze? Minibusse oder Taxen sind nicht zu sehen. Man bietet uns einen Wagen für 20 000 CFA an, was wir ablehnen. Nach einer Weile sagt uns schließlich jemand, dass dies gar nicht der richtige Abfahrtsplatz ist. Also los zum richtigen Ort. Doch auch dort rührt sich erst einmal nichts. Ein paar Leute stehen um einen Baum herum und palavern, uns beachten sie nicht. Irgendwann kommen wir aber doch ins Gespräch und ergattern schließlich für immerhin noch 10 000 CFA ein Gefährt. Aber was für eins! Vielleicht war das mal eine Limousine, aber was jetzt davon noch übrig ist, würde in Europa nicht einmal von einer Müllkippe angenommen werden. Sämtliche Verkleidungen und Scheiben fehlen und das Skelett, das noch da ist, um den Motor (und jetzt auch uns) zu bewegen, hat der Rost durch und durch zerfressen. Wenn



Die gambische Grenzstation (Foto: H.)

es hier Wind gäbe, könnte er durch Hunderte von Löchern pfeifen, aber es gibt keinen Wind, nur den Staub ... Wir sitzen zu zweit hinten, vorn sitzt ein Boy, der ein loses Kabel festhält, ein weiterer Boy ist auf das Dach gesprungen.

Die Verbindungsstraße zwischen Velingara und Basse Santa Su stellt neben dem Übergang bei Ziguinchor die einzige offizielle Grenzverbindung zwischen Senegal und Gambia dar. Sie ist nichts als ein sandiger Feldweg voller Schlaglöcher, der sich durch eine karge Savannenlandschaft schlängelt.

Während der Wagen uns mit ohrenbetäubendem, durch nichts gedämpftem Lärm durchschüttelt, muss der Fahrer die Tür festhalten, die sonst herausfallen würde. Unterwegs springt noch ein vierter Boy auf den fahrenden Wagen und quetscht sich auf den Beifahrersitz. *Der Mechaniker*, verrät uns der Fahrer lässig. Aha! Außer uns so gut wie kein Verkehr, nur ein paar Fahrradfahrer verschwinden in der Staubwolke, die wir hinter uns herziehen. Die öffentlichen Taxis werden in Gambia übrigens *bone-shaker* genannt ...

Der senegalesische Grenzbeamte, ein freundlicher Offizier, lässt uns ohne viel Aufhebens durch. Bald danach ein verrostetes Metallschild schief am Wegesrand: *The Gambia*, was der offizielle Name des Landes ist. Es ist das dritte, das wir in diesem Urlaub erreichen.

Auf der gambischen Seite eine düstere, verdreckte Baracke. Der Grenzbeamte schläft, als wir den Raum betreten. Er kramt endlos lange in einer Schachtel, bevor er den richtigen Stempel findet (der sich später allerdings doch als falsch herausstellt). Im Nebenraum müssen wir beide kurz den Koffer öffnen und noch während sie dort in unserer dreckigen Wäsche kramen, legt der Mann wieder seinen Kopf auf die Arme, um weiterzuschlafen. Ungefähr anderthalb Stunden haben wir für die rund 20 Kilometer lange Strecke gebraucht, die uns durch ein wahres Niemandsland geführt hat. Wie soll hier je Handelsverkehr aufkommen? Dabei waren Gambia und Senegal von 1982 bis 1989 sogar in einer Konföderation – *Senegambia* – vereint.

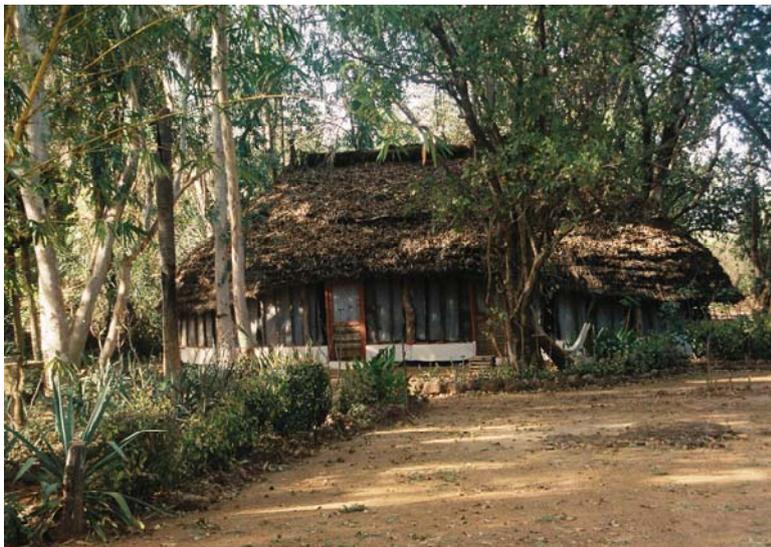


Das Janjang Bureh Camp: Restaurant am Fluss ...

Basse Santa Su, ein quirliges, kleines Städtchen. Wieder landen wir auf einem zentralen Platz, von dem aus auch die Busse abfahren. Wir fragen nach Verbindungen nach Georgetown. 2000 Dalasi kostete die Strecke, sagt man uns grinsend, man müsse ja über den Fluss setzen, dann unser Gepäck, die Polizei ... Wir lachen die Jungs aus, 74 Euro, das kann ja wohl nicht wahr sein! Doch dann stehen wir ziemlich dumm rum, es tut sich nichts, von nirgendwoher

kommen Angebote.

Schließlich ergreifen wir selbst die Initiative, weil wir in dem Nest auf keinen Fall übernachten wollen, und handeln die Boys auf immer noch horrenden 800 Dalasi runter. Erst als alles bezahlt ist und wir abfahren, sehen wir an einer Ecke des Platzes den Ticketverkäufer.



... und Unterkunft.

Ab Basse eine recht gut ausgebaute Asphaltstraße. Doch vor jedem Nest befindet sich eine Kontrollstation der Polizei. An einer müssen wir erneut aussteigen, man gibt Order, unsere Koffer vom Gepäckträger zu laden und in

die Baracke zu tragen. Der Offizier weiß jedoch nichts Rechtes mit uns anzufangen. Er blättert unsere Pässe vor und zurück und sucht den Einreisestempel, findet ihn aber nicht. Dann fordert er H. auf, seinen Koffer zu öffnen, vergisst das aber gleich wieder und wendet sich mir zu. *Was wollen Sie in Gambia?* Offensichtlich kann er sich nicht vorstellen, dass Touristen in sein Land kommen könnten. Bei alledem ist er unsicher und flattrig. Schließlich muss ich auch meinen Koffer öffnen, den er aber nur flüchtig untersucht. Am Ende ver-

abschiedet er uns mit Handschlag, auf einmal ganz leutselig: Heute sei Gambias *Independence Day*. In der Tat erhielt Gambia am 18. Februar 1965 – nach 200 Jahren britischer Kolonialherrschaft – seine politische Unabhängigkeit, die *Queen* blieb aber Staatsoberhaupt. Wir vermuten, dass der Mann so nervös war, weil er uns gern Geld abgeknöpft hätte, aber nicht so recht wusste, wie er das am geschicktesten anfangen könnte.



Am Gambia River.

Im Minibus dürfen wir, weil wir so viel bezahlt haben, auf den Vordersitzen Platz nehmen, was wegen der hervorspringenden Armaturen aber auch nicht viel bequemer ist. Der Bus bringt uns zur Anlegestelle am Südufer des Gambiaflusses, von dort aus fährt eine Fähre zu der Insel, auf der Georgetown liegt. Der Fahrer übergibt uns einem Boy, der alles weitere für uns erledigen soll. Er bringt uns zuverlässig zu dem Camp, das wir uns ausgesucht haben. Die Jungs halten Wort: Wenn sie einen einmal abgezockt haben, ist alles Weitere im Preis inbegriffen, dann erledigen sie ihre Pflichten sehr verlässlich.

Am anderen Ufer steigen wir in einen Minibus um, der uns zum Privatpier unserer Lodge am Nordufer fährt. Auf den Holzplanken waschen sich mit viel Palaver ein paar halbnackte Frauen. Unbekümmert seifen sie sich ihre schweren Brüste ein. Nur ein junges Mädchen verdeckt ihre Brüste ein wenig.

Der Pendelverkehr zum Ort gehört zum Service des *Janjang Bureh Camp*, das Georgetown gegenüber idyllisch am Nordufer des Gambia liegt. Wenn das Boot gebraucht wird, ordert man es einfach mit einem Pfiff übers Wasser. Als wir aussteigen, tut sich vor uns am Waldrand eine große Anlage auf. Direkt am Wasser Restaurant und Bar, dahinter zum Wald hin weitläufig verteilt ein paar luftige Rundhäuser, in denen die Gäste unterkommen. Das Buschcamp, hören wir, werde von einem Deutschen geleitet, einem früheren Kapitän, der auch Bootsexkursionen organisiere. Uns nimmt jedoch gleich seine füllige Verwalterin in Beschlag. Heidi ist gebürtige Xantenerin und hat als Kindergärtnerin in Wesel gearbeitet. Sie hat Mann und vier erwachsene Kinder (*sind alle was geworden*, sagt sie stolz) hinter sich gelassen und lebt seit fünf Jahren mit ihrem schwarzen Freund in Afrika. *Wenn Du hier lebst, brauchst Du keine Psychotherapie mehr*, lacht sie mit dem Selbstbewusstsein einer Frau, die ihrem

Leben die richtige Wende gegeben hat. Sie gefällt uns – eine nicht auf den Mund gefallene, handfeste Person mit Mutterwitz und einfachen, lebensnahen Weisheiten.

Für das Buffet zum Abendessen hat Heidi, die sich gern zur guten deutschen Küche bekennt, leckeren Gulasch mit *Couscous* und Spaghetti mit roter Soße gekocht. Nachher gibt es einen wunderbar frischen Obststeller, was wir während dieser Reise noch nirgendwo bekommen haben. An einem Nebentisch haben sich Vogelbeobachter niedergelassen, einer heisst Dr. Kuck. In Anbetracht der besonderen Eigenheiten und Merkwürdigkeiten dieser menschlichen *Spezies*, zu der auch H. gehört, beschließe ich, mich fortan nur noch als *birdwatcherwatcher* zu bezeichnen.

In unserem strohgedeckten Häuschen, das wir allein bewohnen, fehlt das Licht. Beim WC hat man auf die Tür verzichtet, was H., dessen Lager sich direkt davor befindet, besonders erfreut. Zum Waschen gibt es statt eines Waschbeckens ein Gestell mit einem Waschzuber. Wir ziehen es vor, die Dusche neben dem WC zu benutzen, die angenehm kühles Wasser spendet. Die drei Betten sind mit Moskitonetzen geschützt. Vom Staub befreit und mit Bier gut erfrischt, fühle ich mich, als ich mich endlich unter dem weißen Netz ausstrecken kann, bestens behütet. Durch die Fliegengitter, die die Fenster ersetzen, weht nachts ein an-

genehm frisches Lüftchen herein. Umhüllt von dem märchenhaften Zauberlicht, das die im Windzug flatternden weißen Tücher über den Raum werfen, dämmere ich langsam in den Schlaf.



Das ehemalige Sklavengefängnis in Georgetown.

Sonntag, 19.
Februar / George-
town.

Gutes Frühstück mit Heidis Filterkaffee, auf den sie besonders stolz ist. Dazu gibt es Marmelade, Erd-

nussbutter, Pfannkuchen und erneut einen Obststeller. Während wir essen, bewachen die schwarzen Boys das Frühstück mit langen Stangen vor den räuberischen Affen, die hier allgegenwärtig sind. Man kann sich nicht erlauben, sein Essen auch nur einen Moment lang aus den Augen zu verlieren. Ganze Familien, Jungaffen und Alttaffen vereint, streichen um die Tische herum und sind scharf auf alles, was verzehrbar ist. Angst haben sie kaum noch vor den Touristen, zumal sich zu Heidis Kummer auch immer welche finden, die die possi-lichen Tierchen heranlocken und füttern. Die Angestellten wehren die Affen so nachlässig ab, dass die flinken Tiere immer ihren Anteil abbekommen. Dann sitzen sie keck auf dem Blätterdach des Restaurants, knabbern in aller Seelenruhe einen von Heidis runden Pfannkuchen und amüsieren sich königlich über die hysterischen Touristen, denen sie am Ende doch immer ein Schnippchen schlagen.

Wir lassen uns zur Insel übersetzen, müssen aber gleich wieder umkehren, weil meine Foto-batterien leer sind. Ausgerechnet heute ist das Boot der Lodge nicht in Betrieb, so dass wir zeitraubend mit der regulären Fähre fahren müssen.

Georgetown war früher einmal ein regionales Zentrum des Sklavenhandels. Von hier wurden die Sklaven, die man in den Dörfern des Hinterlands einfing, soweit sie verkaufsfähig waren, mit Booten nach Banjul oder auf die Insel Gore vor Dakar weitertransportiert. Von dort

brachten Schiffe sie nach Nord- oder Südamerika, bis die Sklaverei im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts von den Briten verboten wurde. Das Gefängnis ist noch erhalten. Es ist kein für Touristen aufbereitetes Museum, sondern so überkommen, wie es seinerzeit verlassen wurde, ein von der Zeit zerfressenes, verwittertes Gebäude, das die Schrecken der Sklaverei ungefiltert ahnen lässt. Die oberirdischen Räume, um die hohe Zäune laufen, sind mit unzähligen Zeichnungen und Inschriften versehen. Nachfahren der Sklaven haben ihrer Empörung und Betroffenheit Luft gemacht. *No more slavery* – wie ein Ausrufezeichen steht es an den Wänden.

Ein Führer schließt uns ein muffiges Kellerverließ auf, in dem die als besonders aggressiv geltenden Sklaven untergebracht wurden. In dem vielleicht 20-25 m² großen Raum wurden bis zu 40 Männer und Frauen verstaut. An den feuchten Decken des stickigen Verschlags hängen unzählige Fledermäuse. Durch zwei winzige Löcher oben wurde das karge Essen herabgelassen, das immer zu knapp bemessen war. Im Boden sehen wir ein kreisrundes Loch. Wenn die Flut alle sechs Stunden den Wasserspiegel des Gambia steigen ließ, reichte das Wasser bis an den Boden heran, so dass die Sklaven trinken konnten. Bisweilen stieg es aber auch so stark an, dass sie bis zur Hüfte im Wasser standen. Nebenbei befinden sich noch zwei Zellen, ca. 2,5 x 0,5 m groß, in denen als besonders gefährlich geltende Sklaven



In den Straßen von Georgetown.

gefangen gehalten wurden. Sechs Personen, Männer und Frauen getrennt, wurden aneinander gekettet in diese winzigen Zellen gepfercht. Als wir den Raum verlassen wollen, fordert der Boy eine kleine Spende ein, die angeblich zur Erhaltung des Gebäudes dient.

Im nahe gelegenen Sklavenmarkt, von dem noch eine offene Ruine erhalten ist,

wurden die Gefangenen verkauft. Die Männer wurden nach ihrem Gewicht taxiert, die Frauen nach der Zahl ihrer Zähne. Eine einzige Chance gab es für alle: Wer den nahe gelegenen *liberty tree* erreichte, dem wurde die Freiheit geschenkt. Bewaffnete Soldaten und Hunde sorgten jedoch dafür, dass nur wenige das schaffen konnten.

An einer Mauer direkt am Wasser sehen wir, was mit Sklaven passierte, die als aufsässig galten oder nicht mehr verkaufsfähig waren. In die Steine sind Ringe eingelassen, an denen sie kopfüber aufgehängt wurden. Die Toten und oft auch noch Lebende wurden in den Fluss geworfen, der damals noch voller Krokodile war.

Am Ufer, wo die Fähre und die Fischerboote anlegen, Waschfrauen mit ihren Zubern. Boden und Büsche sind bedeckt mit bunten Gewändern, die zum Trocknen ausgelegt sind. Ein einziger Mann wäscht dort. Man sagt uns, er sei nicht verheiratet.

Wir schütteln den Führer ab und setzen unseren Weg durch die Stadt allein fort. Mit ausführlich beschrifteten Hinweisschildern, die überall im Straßenbild präsent sind, gedenkt Georgetown seiner schwierigen Geschichte. Ein anderes Bild kolonialer Tradition vermittelt ein strahlend weißes Gebäude, das, von einer weißen Mauer zur Straße hin abgeschottet, lang-

gestreckt und flach einen großen Sandplatz beherrscht. 1835 von britischen Missionaren gegründet, ist es die älteste Methodistenkirche Nordafrikas.

Auf Schritt und Tritt werden wir von Kindern angesprochen, die uns nach Namen und Herkunft fragen. *Kinderschreck* sagen wir, was sie begeistert nachsprechen. Heidi hat uns vor Kindern gewarnt, die von den Touristen Bälle erbetteln, die sie dann wieder zum halben Preis an die Geschäfte zurückverkaufen. Mit solchen Warnungen hat sie sich im Ort nicht beliebt gemacht. Manchmal bewürfen die Kinder sie mit Steinen, erzählte sie uns, weil sie ihnen das Geschäft verderbe.



Die Methodistenkirche von 1835.

Die hinteren Straßen schnurgerade, wie ein Schachbrett angelegt. Einfache, mit Wellblech gedeckte, weiß getünchte Häuser, die Grundstücke oft von hässlichen, fast mannshohen Wellblechzäunen umgeben. Als ich ein Haus fotografieren will, drängt sich ein Junge ins Bild, den ich aber verscheuche. Er schimpft und droht, seinen Vater zu holen. In diesen abseits gelegenen Straßen erscheint die Stadt wie eins dieser trost- und hoffnungslosen Nester, über die Céline hergezogen ist und in denen Rimbaud verrückt wurde. Man kann sich gut vorstellen, wie hier früher alle auf das Schiff gewartet haben, das vielleicht einmal in der Woche vorbeikam.

Der Tag vergeht mit Verhandlungen wegen der Bootstour, die wir für morgen geplant haben. Darauf spekuliert auch der Bursche, der uns an der Fähre in Empfang genommen hatte. Er kreuzt eigens dafür nochmal im Camp auf. Aber nachdem er sein Maximalangebot von 4000 Dalasi abgegeben hat, bewegt er sich keinen Zentimeter mehr, offensichtlich im Glauben, dass wir schon nichts Besseres finden werden. Auch von Heidi kommt keine Hilfe, denn die Lodge führt auch selbst Touren durch. Am Ende finden wir einen Typ, der uns eine Tour für 2500 Dalasi anbietet, wobei auch dies, verglichen mit unserer Tour in Ziguinchor, völlig übersteuert ist. *That's the Gambia*, und ich frage mich, auch an das gedrückte Malawi denkend, was das mit der britischen Kolonialtradition zu tun hat. Heidi hat uns vorgerechnet, dass wir für die Tour von Basse bis hierher das Achtfache des Erforderlichen bezahlt haben.

Unser Camp ist ein wunderbar stiller Platz, allerdings nur solange die Gäste unterwegs sind. Seit dem frühen Nachmittag beherrschen die Gespräche von den Nebentischen die Szenerie. Man versteht jedes Wort und findet kaum noch Ruhe, um lesen zu können. Zuguterletzt

fällt noch eine Horde halb betrunkenen, lärmender Südafrikaner ein, die gleich auf uns zu-
stürzen und ein Gespräch beginnen wollen. Ich mochte diese sehr amerikanische Art der
weißen Südafrikaner schon in Mosambik nicht besonders. Einer nervt mich mit seiner Hit-
paraden-Masche. *Was ist dein Lieblingsvogel, was ist dein Lieblingsbuch, dein Lieblings-
autor?* Es sind Arbeiter und Ingenieure, die hier eine Straße bauen.

Heidi erzählt uns von den Schlangen, die einem hier manchmal begegnen können. Eines
Morgens fand sie von ihrer gerade aufgebauten Hühnerzucht nur noch ein Häuflein Federn
vor – eine Python hatte da ein wenig aufgeräumt. Ein anderes Mal entdeckte sie die Haut,
die eine Python abgeworfen hatte, in ihrem Zimmer.

Abends ist die Luft voll von seltsamen, fremden Geräuschen. Langsam senkt sich die
Dunkelheit über den Fluss, der silbern aus dem Dunkeln leuchtet. Die Südafrikaner schlafen
jetzt ihren Rausch aus. Zum Abendessen werden sie wieder da sein.

Um 22 Uhr gibt es eine Vorführung mit Trommeln und Tanz für eine südafrikanische Touris-
tengruppe, die begeistert mittanz. Wir bleiben in beruhigender Entfernung vor unseren
Bieren sitzen, die
hier allerdings nie
kalt genug sind.
Dafür hat die
tüchtige Heidi
leider vergessen
zu sorgen ...

Montag, 20. Februar / George- town.

Um sechs Uhr
haben wir uns mit
dem Boy ver-
abredet, der uns
mit seinem Boot
abholen will. Das
Restaurant liegt
noch verlassen im
Dunkeln. Heidi hat
eine Thermos-



Mit dem Boot unterwegs.

kanne mit heißem Kaffee und Baguettes für uns vorbereiten lassen. Wir warten lange.
Endlich, eine Stunde nach der vereinbarten Zeit, hören wir von weither das leise Tuckern des
Boots. Europäische und afrikanische Zeitvorstellungen sind nicht kompatibel – das muss
man hier akzeptieren lernen, wenn man nicht verzweifeln will. Wir hatten schon im Vorhinein
50 Euro entrichtet, der übliche Tribut fürs Benzin, das die Bootsleute sonst nicht bezahlen
könnten. Wir kennen das aus Südostasien, deshalb keimt bei uns auch keine Sorge auf,
dass der Mann vielleicht nicht kommen werde. Auch das gehört zu den Dingen, die man
irgendwann einfach gelernt hat.

Die Morgendämmerung hat gerade erst eingesetzt, als wir abfahren. Eine zauberhafte Stim-
mung liegt über dem Fluss. In wenigen Metern Entfernung tuckern wir langsam am Ufer vor-
bei. Die Gegend ist berühmt für ihren Vogelreichtum. Wir sehen Reiher und Kraniche am
Ufer stehen. Eisvögel mit ihrem schillernd bunten Gefieder jagen dicht übers Wasser. Groß-
zügige Triele staksen mit ihren langen Beinen daher und treiben H. zu Freudenausbrüchen.
Langsam geht die Sonne auf, es wird heller über dem Fluss, der dicht von Gebüsch und
Bäumen umstanden wird. Wir biegen in einen lauschigen Seitenarm ein, nach einer Weile
legt das Boot an. Über ausgetretene Wege, die durch trockenes Gebüsch und gelblich ver-
dorrttes Gras führen, laufen wir zu einem abgeernteten Reisfeld vor, das in einer großen
Lichtung liegt. Unterwegs ein Hirte, der mit Schnalzlauten eine Herde Kühe durch das hohe

Gras treibt. Doch es scheint, als sei es für die vielen Vögel, die es hier geben soll, schon zu spät. Immerhin haben sich auf einem Baum eine Reihe von Papageien versammelt.

Noch zweimal verlassen wir das Boot, um vogelreiche Plätze aufzusuchen, dann tuckern wir gemächlich wieder zurück. Gegen Mittag ist die Tour beendet. Als wir daran erinnern, dass wir sechs Stunden vereinbart hatten, zählt der Führer an den Fingern auf: 7, 8, 9, 10, 11, 12: sechs Stunden!



Friseurladen in Georgetown.

Das Boot setzt uns in Georgetown ab, wo ich ins Internet will, doch sämtliche Leitungen im Ort sind zusammengebrochen. Im Camp gibt es keine Möglichkeit zu telefonieren. Der Boy hat uns in der Hoffnung auf weitere Einnahmen noch in den Ort begleitet. Als ich ihm zum Abschied die vereinbarten restlichen 30 Euro gebe – zum Glück haben wir passende Scheine –, beschwert er sich, wir hätten doch 50 Euro abgemacht. Wir hatten uns bei ihm, weil wir nicht mehr genug einheimisches Geld haben, erkundigt, ob wir auch in Euro bezahlen könnten, und ihm vorsorglich schon mal vorgerechnet, wie viel er auf einen 50-Euroschein in Dalasi zurückzahlen hätte. Als nach einiger Diskussion klar ist, das er mit seiner Beschwerde nicht durchkommt, verlangt er 5 Euro Trinkgeld extra und verweist dabei auf das viele Trinkgeld, das wir dem Führer zu den Sklavengebäuden gegeben hätten.

Auch hier wird wieder deutlich: Sie haben kaum Sinn für Relationen, für das, was angemessen ist. Abgesehen von seinem Zuspätkommen und der verkürzten Tour, hatte er ja nicht einmal besonders viel Ahnung von Vögeln. Trotz schöner Fluss- und Uferlandschaften und einiger interessanter Vögel war die Tour bei Weitem nicht so spannend und abwechslungsreich wie die in Ziguinchor, die viel länger dauerte und nur halb so teuer war. Einer der schwarzen Angestellten im Camp hat uns gestern die spezielle Geschäftstüchtigkeit der Gambier näher erläutert. Für die Boys, die dafür berüchtigt sind, gibt es sogar einen besonderen Namen: *bumster*. Ihre Masche heißt: *to build friendship*. Ganz nach dem Motto *We only want to make you happy* verwickeln sie einen geschickt in ein Gespräch und erzählen einem mit viel Eloquenz alle möglichen Geschichten. Haben sie einen dann eingelullt, kommt das dicke Ende, die Bitte um Geld, für die oft irgendwelche Familienprobleme herhalten müssen. Ein beliebter Trick ist auch, bei einem Verkauf zu vermitteln und den Ver-

käufer überhöhte Preise fordern zu lassen, von denen sie dann einen Teil für sich beanspruchen. Manche verbrüdern sich auch mit der Polizei. Sie rauchen mit Touristen, gern Backpackern, einen Joint, zeigen die unbedarften Westler dann bei der Polizei an, um von dieser einen Teil des Bußgelds einzukassieren. *But you old Daddies, you don't smoke*, fügt



Abbild ...

handlungssache und er würde uns sofort einen Kontakt mit dem Besitzer vermitteln. Wir verabschieden uns schnell und angesichts der Penetranz, mit der er sein Trinkgeld eingefordert hat, auch ein wenig ruppig von dem Mann, der ansonsten eine durchaus angenehme, offene Art hatte.

Gegen 13 Uhr sind wir zurück in der Lodge. Von Heidi beste Nachrichten: Die Südafrikaner haben sämtliches Bier ausgetrunken und möglicherweise wird es ihr bis zum Abend auch nicht mehr gelingen, neues aufzutreiben. Ein öder Nachmittag. Das enge Nebeneinander in dem Camp, wo man jedes Wort vom Nachbarn versteht und jeder mit jedem kommuniziert,



... und Wirklichkeit.

französischen Wein trinken. Von Nachtisch, Obstteller etc. wie gestern ist nichts zu sehen. Heidi macht uns darauf aufmerksam, dass es durch die Touristen vielleicht eine bequemere Möglichkeit gebe, nach Banjul zu gelangen. H. fragt ein junges holländisches Pärchen danach, das allerdings den ganzen Tag unterwegs ist, um Schulen zu besuchen, für die es Geschenke mitgebracht hat. Bleibt eine größere Gruppe von Südafrikanern, die sich vorn an den Tischen breit gemacht haben. Obwohl ich skeptisch bin und nicht viel Lust dazu habe,

unser Gewährsmann generös hinzu – danke schön! Er erzählt auch, dass es unter den Boys große Rivalitäten gebe. Wenn einer einem anderen ein touristisches Opfer abspenstig macht, kann das zu heftigen Auseinandersetzungen untereinander führen.

Unser Führer ist kein *bumster*, aber trotzdem ein gutes Beispiel für die gambische Geschäftstüchtigkeit. Als wir ihn nur mal fragen, was ein historisches Holzhaus, das zum Verkauf steht, wohl koste, springt er gleich an. Das sei Ver-

hängt mir inzwischen zum Hals heraus. So stelle ich mir eine Kreuzfahrt vor – morgens und abends immer dieselben Leute. Es wird Zeit, zu neuen Zielen aufzubrechen. Am Abend steht fest: Es gibt definitiv kein Bier. Nirgendwo in Georgetown sei welches aufzutreiben gewesen, behauptet Heidi.

Zum Abendbuffet werden wir diesmal nicht eingeladen. Es bleibt der seit langem erwarteten Touristengruppe vorbehalten, die heute eingetroffen ist. Wir bekommen jeder ein leckeres Steak, zu dem wir lauwarmen

einigen wir uns auf einen weiteren Vorstoß. Als H. an ihren Tisch kommt, sehe ich schon von Weitem, wie sie herumdrucksen, weil sie sich nicht trauen, direkt abzulehnen. Am Ende tun sie es dann aber doch, ihre Kinder bräuchten doch so viel Platz. Ich bedaure das nicht sehr, weil ich nicht gern mit solchen Gruppen unterwegs bin, frage mich allerdings, ob diese Leute auch nur die geringste Ahnung haben, warum wir sie angesprochen haben könnten. Können sie sich die hiesigen Verkehrsverhältnisse, mit denen sie nie in Berührung kommen, vorstellen? Solche Gruppen kommen von den touristisch aufgepeppten Badeorten an der Küste hierher, um im Rahmen organisierter Touren mal ein bisschen „echtes Negerland“ zu schnuppern. Mit einem komfortablen Motorboot fahren sie eine Strecke auf dem Gambia, um aus sicherer Entfernung Krokodile und andere Wildtiere zu beobachten, und am Zielort wartet dann schon ihr Bus oder Automobil, um sie schnellstens wieder zur Küste in ihre komfortablen Ferienanlagen zurückzubringen. 100 Euro kostet ein solcher Ausflug pro Person. Unser Camp fungiert dabei nicht nur als Übernachtungsstation, sondern ist bereits ein Teil des Abenteuers, wo man schon beginnt in die Wildnis einzutauchen. Manche Touristen, erzählt Heidi augenzwinkernd, fragten, wie viel Sterne denn ihr „Hotel“ habe. Dann, lacht sie, weise sie zum Himmel und sage: *Millionen*.

Als die Gruppe zu Bett gegangen ist, kommt ihr schwarzer Fahrer an unseren Tisch. Er bietet an, uns mit dem *Landrover* wenigstens bis zu dem Ort zu fahren, wo er seinen Trupp wieder auflesen muss. Wir sollten sein Angebot aber vertraulich behandeln.



Unser nächstes Ziel: Banjul.

Dienstag, 21.
Februar /
Georgetown-
Banjul.

Von lauernden Affen umtänzelt, frühstücken wir in Ruhe, bis die Holländer und Südafrikaner mit ihrem schicken Motorboot aufgebrochen sind. Welch ein Genuss, in einem Landrover zu fahren: die Fenster geschlossen, intakte Federung, kein Staub auf

unseren Kleidern! Doch nach einer Stunde ist das Vergnügen vorbei, wir müssen unser komfortables Gefährt wieder verlassen. Wichtiger als diese kurze Strecke Autokomfort, für die wir mit 150 Dalasi nur unwesentlich mehr bezahlen als für ein *Taxi brousse*, ist, dass der Fahrer uns vereinbarungsgemäß die Tickets für die Weiterfahrt vermittelt. In dem kleinen Nest, wo er uns ablädt, steht der Minibus schon abfahrtsbereit auf dem Marktplatz. Pro Person bezahlen wir 140 Dalasi, fürs Gepäck nochmal 50 Dalasi. Ohne einheimische Hilfe hätten wir mit Sicherheit auch hier ein Mehrfaches bezahlt.

Die Straße am Nordufer des Gambia River wird gerade neu gebaut. Daran sind auch die Südafrikaner beteiligt, die wir in unserem Camp kennengelernt haben. Teile des Wegs sind schon begradigt und geebnet und gut zu befahren, Teile sogar auch schon asphaltiert. Andere Wegstrecken sind aber noch reine Feldwege voller Schlaglöcher. Erneut stauben wir völlig ein, da sich die Fenster unseres Kleinbusses nicht schließen lassen. Dafür lässt sich wiederum die hintere Tür nicht von innen öffnen. Der Boy, der hinten stehend mitfährt, muss

jedes Mal den Fahrer bemühen, um herauspringen zu können. Ein Paradies für Klaustrophobe!

Obwohl der Wagen schon voll ist, werden in einem Dorf noch mal ein halbes Dutzend Leute eingeladen, Mann, Frau und Kinder mit Sack und Pack. Es ist immer ein aufgeregtes Palaver, bis jeder sein Fleckchen gefunden hat und Tickets, Geldscheine und Münzen von Hand zu Hand durch die Reihen gewandert sind. Doch als ein Mann mir zwei aneinandergebundene, flatternde Hühner zwischen die Beine schieben will, wird es mir zu bunt. Ich wehre protestierend ab, was mit einem verständnisvollen Lächeln quittiert wird. Ob sie es wirklich verstehen, bezweifle ich.



Blick über Banjul.

Nachdem wir eine große Brücke überquert haben, wandelt sich das Bild komplett. Bis Barra, dem großen Fährhafen, der Banjul gegenüberliegt, eine gut asphaltierte Straße, sogar mit Mittelstreifen und Ortsschildern am Straßenrand, die als *Taiwan Highway* ausgeschildert ist. Sie ist eine der beiden großen Magistralen, die das Land entlang dem Gambia River durchziehen. Wie lange wird dieser gute Straßenzustand erhalten bleiben? Mancher Belag hält hier nicht einmal zwei Jahre, weil er nicht gepflegt wird.

In Barra müssen wir in eine Fähre umsteigen, die uns nach Banjul übersetzt. Hochbetrieb. Buden, Unmengen von Autos und herumwuselnden Menschen, wir haben keine Ahnung, wo wir hinmüssen. Sofort stürzen sich wieder die Boys auf uns. Wir folgen einem, lassen uns am Ticketschalter, zu dem er uns führt – nichts weiter als eine kleine Öffnung in einer schmutzigen Hauswand –, aber nicht helfen, sondern kaufen unsere Tickets selbst. Für die Wegweisung geben wir ihm 5 Dalasi, womit er auch zufrieden ist.

Während ich dies schreibe, sitzen wir in der großen, wellblechgedeckten Wartehalle und warten, dass die Fähre abfährt. Von 9-15 Uhr waren wir heute unterwegs und das reicht uns jetzt auch. Um 17 Uhr wird das Tor endlich geöffnet. Eine riesige Mensentraube strömt über einen langen Gang auf die zweistöckige Fähre zu, die schon mit PKWs, Bussen und LKWs vollgestellt ist. Ohne jede Ordnung strömen Menschen und Autos neben- und hintereinander auf die Fähre. Wir müssen Sorge haben, dass unsere Koffer nicht von großen Lastern überrollt werden. Bald taucht die Silhouette der gambischen Hauptstadt im Hinter-

grund auf, aber wir brauchen eine volle Stunde, bis wir ankommen. Dort finden wir gleich ein Taxi, aber wie so oft ist der Glaube, dass es schnell weiter gehen werde, eine Illusion. Erst einmal ist eine Kontrolle fällig. Wieder werden wir in eine schäbige, überfüllte Baracke gewunken, wieder müssen wir eine Kofferinspektion durch eine unfreundliche Beamtin über uns ergehen lassen.

Im Hotel erst einmal duschen. Mein Haar hat eine schmutzige, gelbbraune Farbe angenommen und ist völlig verfilzt. Unmengen von Sand fließen von mir ab.

Abends nebenan in einem schön mit dunklem Holz getäfelten, mit Wandspiegeln ausgestatteten Restaurant *butter fish*, dazu gibt es die *Champions League*: Real Madrid spielt gegen Arsenal London. Hier spätestens wird uns deutlich: Banjul ist eine Zäsur auf dieser Reise. Nach der anstrengenden Landdurchquerung ab Ziguinchor haben wir wieder die Zivilisation erreicht. Hier gibt es Menschen im Anzug und städtisches Leben. In der Nacht quälen mich die Mücken.



Straße in Banjul.

Mittwoch, 22.
Februar / Banjul.

Morgens Frühstück in einem kahlen, halbdunklen Raum, in dem ein einziger langer Tisch steht. Neben uns diskutieren zwei Einheimische im Anzug über *Business*, Rassismus und Staaten, in denen man seine Meinung über den Präsidenten frei äußern könne. Zum Baguette, das uns in der

Hand zerbröseln und deutlich schlechter ist als alles, was wir bisher bekommen haben, gibt es nur ein bisschen Butter, aber keine Marmelade, wie es sonst üblich ist. Die Auskunft des missgelaunten Kellners, der sein Haupt so früh am Morgen noch unter einer Jackenkapuze verbirgt, wird zum Klassiker dieses Urlaubs: *Yes, we have, but finished.*

Spaziergang durch die Stadt. Der *Arch 22*, ein monumentaler, weiß getünchter Triumphbogen, nur wenige Meter von unserem Hotel entfernt am Ausgang der Stadt, erinnert an den erfolgreichen Staatsstreich vom 22. Juli 1994, mit dem sich der bis heute regierende Präsident Yaya Jammeh an die Macht putschte. Vom zweiten Stock wunderbarer Blick über die von Meer und Lagunen eingerahmte Stadt. Die große, von den Saudis gebaute *Jamah Mosque* überragt mächtig das weitläufige Ensemble der flachen Häuser.

Am Meer entlang zum Zentrum. Am Pool des luxuriösen *Corinthia Atlantic Hotel* aalen sich englische Urlauber. Ältere weiße Frauen liegen da mit ihren schwarzen Boys. Die senegalesischen und gambischen Urlaubsorte an der Küste sind beliebte Reiseziele westlicher Sextouristinnen. Das Hotel wird auch von *Neckermann* bedient, überhaupt hört man in der Stadt, zum ersten Mal während dieser Reise, öfter mal deutsch reden. Aushänge preisen Exkursionen an. Da finden wir auch Georgetown wieder: als Reise in die Exotik.

Als wir in eine Straße einbiegen, die zum Zentrum führt, müssen wir uns zweier lästiger *bumster* erwehren, die uns gleich mit Händeschütteln zu Vereinnahmungen suchen. Der zweite schießt gleich von der anderen Straßenseite auf uns zu, obwohl wir ihm bedeuten, dass wir

ihn nicht bräuchten, folgt er uns bis in einen Telefonladen, in den wir verzweifelt flüchten. Beide werden wir am Ende nur los, indem wir sie aggressiv wegscheuchen, weswegen sie auch noch beleidigt tun. Sie wollten uns doch nur gastfreundlich begegnen. Mit der Zeit ist man bei jedem freundlichen Kontakt der Leute nur noch auf Habacht und Abwehr eingestellt, weil man immer *bumster* vermutet. Ob da unter hundert Leuten, die einen ansprechen, auch mal jemand „Echtes“ ist, interessiert irgendwann nicht mehr. Die gambischen *bumster* sind schon so berüchtigt, dass die Polizei Maßnahmen ergriffen hat, um bestimmte touristische Zonen in Banjul und an den Stränden zu schützen. Uns verleiden sie das Land stark.



Obst- und Nüsseverkauf.

Als ich im Zentrum einen Straßenzug mit einer Moschee im Hintergrund fotografiere, raunzt mich ein abgerissener Typ mit Kind im Arm an: Was mir denn einfiel, das Haus seines Großvaters zu fotografieren? Vorher hatte mir das schon ein Junge verwehren wollen. Ich antworte, ich hätte nicht ihn fotografiert und dies sei öffentliches Territorium. Er schimpft, nur Moslems dürften Moscheen fotografieren. *You're a very polite man*, entgegne ich ironisch, bemüht, mich zu beherrschen. *Fuck you*, gibt er grimmig zurück und zieht seiner Wege.

Die *bumster* und dieser aggressive Typ haben uns die Lust am Bummeln verdorben. Ich fotografiere nur noch in unbelebten Ecken und achte darauf, dass möglichst niemand aufs Bild gerät. Eine Weile setzen wir unseren Spaziergang noch fort, beschließen dann aber, dass es für heute reicht. Viel ist in der Stadt außer den üblichen Wellblechbuden, zerfallenen Häusern und ein paar heruntergekommenen Kolonialbauten, die noch an das alte *Bathurst* erinnern, ohnehin nicht zu sehen.

Noch einmal ein Versuch, ins Internet zu kommen. Nach einer guten halben Stunde hat sich mein E-Mail-Konto immer noch nicht geöffnet. Wie komfortabel waren im Vergleich dazu schon vor Jahren die Möglichkeiten in Kambodscha oder Myanmar. Selbst in Guinea-Bissau hat es besser geklappt als hier. In unserem Hotel schreiben wir endlich unsere Reisepostkarten, die wir aber sicherheitshalber ins *Atlantic Hotel* bringen, damit niemand die Briefmarken klaut.

Im Fernsehen ist zu hören, dass der gambische Präsident heute am Strand ein Barbecue-Essen veranstaltet. Die Gegend meiden wir lieber.

Abends in unserem Restaurant köstlich marinierte *Spare Ribs*. Wieder läuft die *Champions League*. Die schwarzen Gäste, städtische Oberschicht im edlen Zwirn, verfolgen begeistert und lautstark mit, wie Chelsea gegen Barcelona verliert. In kumpelhafter Fangemeinschaft begrüßen sie uns als Landsleute Michael Ballacks. Danach gambische Nachrichten, eine endlose Abfolge von zeremoniellen Treffs. Langweiliges Hoffensehen.

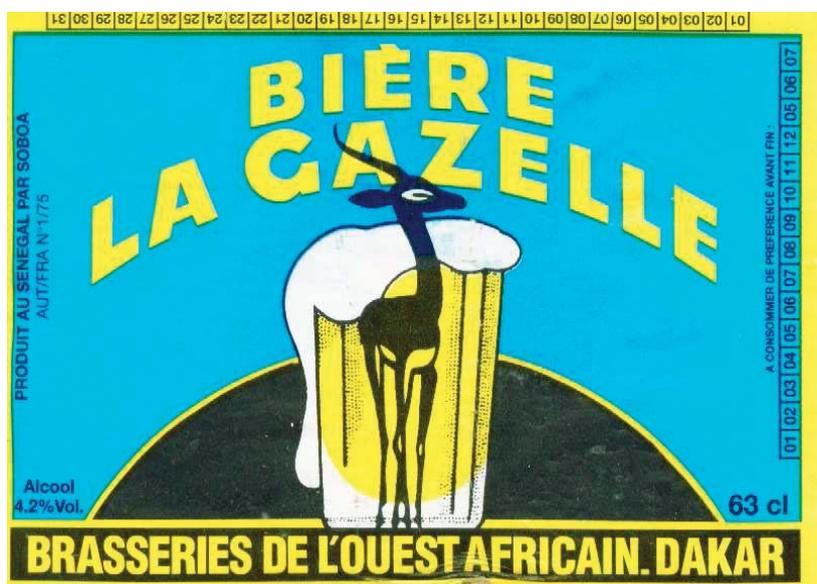
Nachts zerstechen mich wieder die Mücken. H. war klug und hat sein Moskitonetz aufgespannt.

Donnerstag, 23. Februar / Banjul-Dakar.

18 Uhr. Dakar, *Hotel Océanic*. Wir haben Gambia hinter uns gelassen und sitzen wieder in dem schönen, baumbeschatteten Innenhof des Hotels, in dem wir vor gut drei Wochen unsere Reise begonnen haben. Jetzt liegt noch Saint-Louis vor uns, ein paar Tage, in denen wir am Ende unseres Urlaubs noch mal ein wenig relaxen wollen.

Entspannte Fahrt heute von Banjul zur senegalesischen Hauptstadt. Wir wissen inzwischen, welche Welten zwischen den Küstenregionen und dem Hinterland liegen. Dakar ist meilenweit entfernt von der senegalesischen Provinz, von Guinea-Bissau und Gambia ganz zu schweigen. Es braucht eine solche Reise, um diese Unterschiede zu begreifen.

Gleich morgens hat uns am Hafen von Banjul ein bärtiger Mann im Kaftan einen privaten PKW vermittelt, der uns für nur 50 Dalasi Aufpreis (insgesamt: 250 Dalasi) zur Grenze mitgenommen hat. Erstaunlicherweise war der Hafen komplett bumsterfrei, möglicherweise schon ein Ergebnis der polizeilichen Maßnahmen. Unser Privattaxi ersparte uns beim Aussteigen das Gedränge und Geschiebe auf der Fähre, wo man seine Koffer zwischen Menschenmassen, sperrigen Lasten, die ständig umzukippen drohen, und stinkenden Kraftfahrzeugen durchlavieren muss. Wir sind noch zu Fuß auf die Fähre gelaufen, weil wir nicht sicher sein konnten, ob es dem Wagen gelingen würde, mit diesem Boot loszufahren, sind aber noch während der Fahrt ins Auto gestiegen. In Barra sind wir bequem und sicher an Land gerollt, keine nervige Taxisuche mehr in dem quirligen Budengewusel.



Die letzte Zuflucht ...

brachte uns gleich zum richtigen Busbahnhof, von dem die *Taxis brousses* nach Dakar abfahren, so dass es uns erspart blieb, an der Grenze noch die Passage von der gambischen zur senegalischen Grenzstation organisieren zu müssen – einen grenzüberschreitenden öffentlichen Verkehr zwischen beiden Ländern gibt es nicht.

Auf der gambischen Seite bis zur Grenze eine holprige Straße mit vielen Schlaglöchern im Asphalt. Im Senegal aber wurde das anders. Unsere Limousine, ein Siebensitzer, fuhr uns

An der Grenzstation eine träge Beamtin, breit und bräsig hinter den Tresen gefläzt. Hier haben wir endlich begriffen, warum der Beamte auf dem Weg nach Georgetown so lange in unseren Pässen geblättert hatte. Der gambische Grenzer bei Basse Santa Su hatte versehentlich einen *Departure*-Stempel aus seiner Schublade gezogen, vielleicht war es auch der einzige, den er besaß. Aber nach einigem Hin und Her konnten wir unsere Fahrt fortsetzen. Der Fahrer

bis Dakar über eine im Großen und Ganzen intakte Asphaltstraße, die sogar über Seitenlinien und Mittelstreifen verfügt. Wir konnten fast durchgehend mit Tempo 80 fahren. Von unterwegs sind mir vor allem die größeren Städten wie Kaolack und Mbour im Gedächtnis geblieben. Das erste, was man von ihnen sieht, sind riesige plane Flächen, auf denen Müllberge in der Sonne glänzen – offensichtlich der Ersatz für die fehlende Müllabfuhr. Man muss sich durch die Scheiße wühlen, um zum Herz Afrikas vorzudringen.

So vergleichsweise komfortabel diese Fahrt heute auch war: Nach all den Erlebnissen der letzten Wochen bleibt der Eindruck einer katastrophalen, völlig unzulänglichen Infrastruktur. Die Verkehrsverhältnisse sind ein guter Indikator für den Entwicklungsstand Afrikas. Über Land haben wir während dieser Reise nicht mehr als 1500 km zurückgelegt. Aber mit welchen Mühen! Warum gibt es noch keine Brücke von Barra nach Banjul, an diesem Nadelöhr des Küstenverkehrs? Warum existiert trotz des früheren Staatenbunds kein durchgehender Personentransport zwischen beiden Ländern, so dass man an der Grenze umständlich umsteigen muss? Warum wurde der Verkehr mit Bussen eingestellt?



Einfahrt in Saint Louis: Die *Pont Faidherbe* wurde von Gustave Eiffel konstruiert (Foto: H.)

Als wir anfangen, uns langsam auf das erste Bier in unserem Hotel zu freuen, wieder eine dieser Verzögerungen, mit denen man in Afrika immer rechnen muss. Der Taxifahrer fuhr uns erst einmal vom Busbahnhof aus der Stadt heraus. Es gibt nämlich noch ein weiteres Hotel mit Namen *Océanic*. So hatte er sich immerhin doch noch seine übersteuerten 2000 CFA verdient. Mit finsterem Blick lud er uns schließlich am richtigen Hotel aus, wagte aber nicht, Geld nachzufordern.

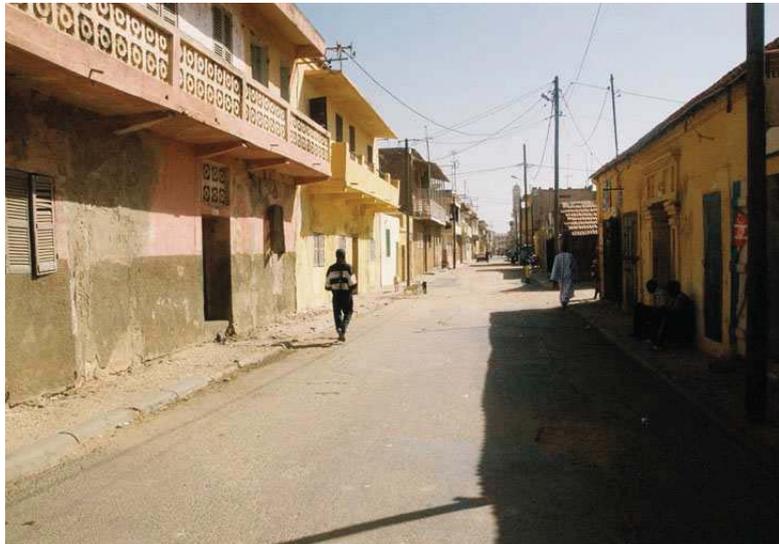
Bei der Einfahrt kam mir Dakar freundlicher und einladender vor als vor drei Wochen – als hätte ich damals Innenstadt und Altstadt gar nicht richtig wahrgenommen. Vielleicht werde ich das irgendwann mal nachholen können. Während dieser Reise gibt es keine Gelegenheit mehr dazu, weil wir Dakar nur als Übernachtungsstation auf dem Weg nach Saint-Louis eingeplant haben.

Abends haben wir keine Lust mehr, ein neues Restaurant zu suchen. Wir gehen wieder in das französische *Dagorne*, das ich schon beim ersten Besuch zu überkandidelt und für die gebotene Qualität zu teuer fand. Ich bestelle auf Verdacht *grenouilles*, weil ich mich dunkel zu erinnern glaube, dass sich dahinter etwas Leckeres verbirgt, und freue mich, als der Kell-

ner mir Froschschenkel serviert. Doch leider waren sie zu lange und in viel zu viel Butter gebraten, so dass ich nicht einmal alle schaffen kann.

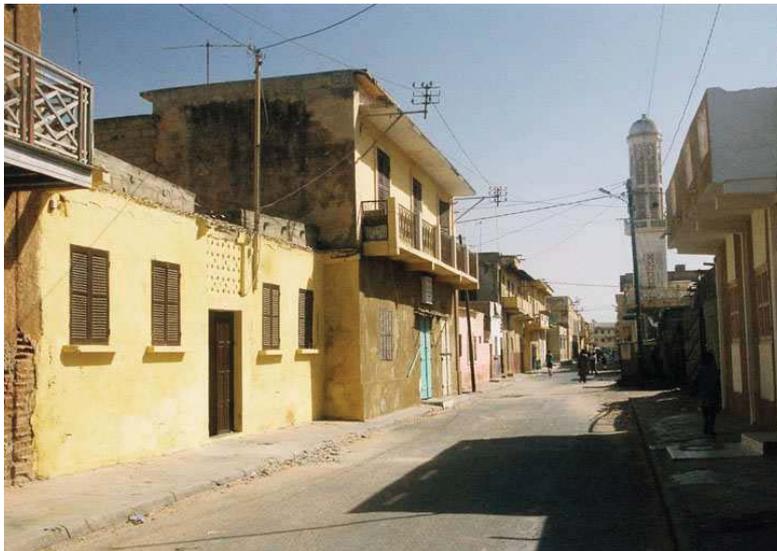
Freitag, 24. Februar / Dakar-Saint-Louis.

Aufbruch zu unserer letzten Station, der alten Kolonialstadt Saint-Louis, die sich in den letzten Jahren zunehmend zu einem Touristenmagneten entwickelt hat. Am *Gare Routière*, dem riesigen Busbahnhof von Dakar, fangen die Schlepper alles, was irgendwie weiß aussieht, schon weit vor dem Bahnhof ab. Schwarze Boys klammern sich, noch während wir fahren, an unseren Wagen und laufen ihm wild gestikulierend hinterher. Als wir ausgestiegen sind, versuchen sie uns ein eigenes Taxi anzudrehen, wofür wir 35-40 000 CFA hinblättern sollen. Wir wollen aber nichts weiter als einen Platz in einem normalen Siebensitzer. Nach einer Weile löst sich ein Boy aus der Gruppe und führt uns an die Stelle, wo die Autos nach Saint-Louis abfahren. Der Bahnhof ist nach Zielorten sortiert, die auf kleinen Hinweisschildern annonciert



werden. Vor der Abfahrt wie immer viel Trubel. Bis die sieben Plätze in unserem Auto belegt sind, versuchen alle möglichen Verkäuferinnen und Verkäufer noch schnell, ihre Waren, Taschenmesser, Tücher, Uhren und natürlich Proviant für die Reise, an uns loszuwerden. Es ist ein großes Gewusel um uns herum, bis endlich die Fahrt beginnt. Wir haben diesmal

reelle Preise bezahlt: 3500 CFA kosten die Tickets pro Person, für das Gepäck müssen wir 5000 CFA befragen.



Im historischen Stadtzentrum von Saint-Louis.

Auf der gut asphaltierten Straße viel Verkehr. Wir brauchen fünf Stunden für die Strecke, die man angeblich in drei bis vier Stunden schaffen kann. Die Savannenlandschaft, die wir durchfahren, wird immer dürre, die ersten Vorboten der Wüste sind zu spüren. Allerdings nehme ich von der Landschaft, den Städten und Orten, den Menschen, die unter Bäumen Schutz vor der

Sonne gesucht haben, nur wenig wahr. Meine Knochen signalisieren mir: Es ist genug des Reisens in öffentlichen Verkehrsmitteln, Zeit für eine Pause. Vor einer Baustelle, wo die Autos halten müssen, haben sich in einem Wäldchen lautstark krakeelende Verkäuferinnen in ihren farbenfrohen Gewändern aufgebaut. Sie reichen Obst, Nüsse und Getränke in die offenen Fenster. Hinter ihnen ist der Boden übersät mit blassgrünen Plastikbeuteln, die sie nach dem Auspacken einfach hinter sich werfen.

In Saint-Louis lassen wir uns mit dem Taxi in die Altstadt zur *Auberge l'Harmattan* fahren, die uns der Reiseführer empfohlen hat. Wir bewohnen ein riesiges Zimmer im ersten Stock mit Holzschränken und blassblau getünchten, hohen Wänden. Von dem großen Balkon haben wir einen weiten Blick über die Straße. Ein ideales Quartier für die letzten Tage mit viel Atmosphäre, und es kostet nur 15 000 CFA.

Die Altstadt mit dem historischen Stadtzentrum ist eine der eigentlichen Stadt, dem *Quartier Sor*, vorgelagerte Insel im Senegalfluss, ein schmaler Schlauch mit geraden, rechtwinklig angelegten Straßen. Sie strahlt eine angenehme, fast südfranzösisch anmutende Atmosphäre aus und immer noch genießen wir es, wieder über Asphalt zu laufen. Das gut erhaltene Stadtensemble mit dem Gouverneurspalast aus dem 18. Jahrhundert geht auf die französische Kolonialzeit zurück, während der die Franzosen Saint-Louis Mitte des 19. Jahrhunderts sogar für kurze Zeit zur Hauptstadt des Senegal machten.



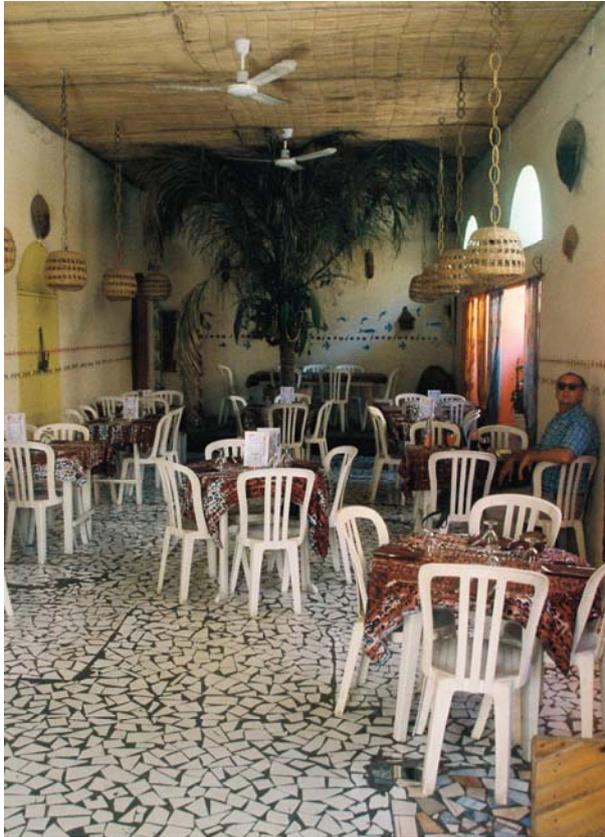
Blick auf das *Village des Pêcheurs*

Von der östlichen Landseite her, von der wir gekommen sind, führt eine von Gustave Eiffel konstruierte Eisenbrücke auf die Insel, die *Pont Faidherbe*. Nach Westen in Richtung Meer erreicht man über eine Brücke den *Guet N'Dar*, das *Village des Pêcheurs*. Unzählige Pirogen liegen hier in einem kleinen Seitenarm des Senegal vor Anker. Auf dem Dorfplatz spielen Kinder mit allen möglichen Geräten Fußball. Hinter dem schmalen Landstrich der Atlantik. Auch hier zahlreiche Pirogen. Der 50 Meter breite Sandstrand könnte einen idyllischen Anblick bieten, doch so weit man blicken kann, ist der Strand mit Verpackungsmüll und anderem Abfall übersät, es stinkt nach Pisse. Offensichtlich fehlt in diesen Ländern jegliches Verantwortungsgefühl für etwas Übergreifendes, Staat, Gemeinschaft oder wie immer man es nennen will. Wir haben es auf dieser Reise oft gesehen: Was man nicht mehr benötigt, wird augenblicklich an Ort und Stelle weggeworfen. In den Minibussen machen sich die Leute nicht einmal die Mühe, ihre ausgezutschten Orangenreste aus den offenen Fenstern zu werfen, sie lassen sie einfach fallen.

Die Altstadt ist die Domäne der Touristen. Hier gibt es Hotels, Restaurants und Shops, in denen man Kunsthandwerk kaufen kann. Wir werden hier die letzten Tage gut ausspannen können und beschließen, erst am Abflugtag nach Dakar zurückzufahren. Die Menschen

wirken angenehm entspannt und freundlich. Man merkt schon stark den arabischen Einfluss Nordafrikas, viele Menschen haben eine deutlich hellere Hautfarbe.

Wie in Dakar weht abends ein kühler Wind, man braucht eine Jacke. Wir landen in einer Jazzkneipe. Ein langer Schlauch, die Wände schwarz gestrichen. Einige der Bands, die hier gespielt haben, haben mit weißer Kreide Grüße auf die Wände gemalt. Im Hintergrund läuft ein holpriges *tape* – Gitarre mit Gesang –, das offensichtlich während eines Konzerts aufgenommen wurde. Saint-Louis ist ein berühmtes Zentrum des afrikanischen Jazz, hier findet alljährlich ein bedeutendes internationales Jazzfestival statt. Heute sehen wir jedoch nur ein paar müde Touristen, die sich mit dem bebrillten Barkeeper unterhalten.



Im Case Crevette.

gerade restauriert werden. Der kleine, grüne Platz vor der Brücke zur Fischerinsel zeigt viel von der Geschichte der Stadt. Louis Léon César Faïdherbe, der Namensgeber, wurde 1854 für 10 Jahre Generalgouverneur in Saint-Louis und spielte eine maßgebliche Rolle beim Aufstieg der Stadt. Faïdherbes konsequente Assimilierungspolitik wurde zur Grundlage des französisch geprägten Senegal. Er führte das französische Schulsystem ein und entwickelte eine Erdnuss-Monokultur. Nicht gerade zimperlich in seinen Methoden, schlug er aufsässige Stämme nieder und rekrutierte zwangsweise schwarze Soldaten für die französische Armee. Ob die Schwarzen die Erinnerung an ihn heute noch so hochhalten, wie es das Denkmal auf dem Platz tut, ist deshalb auch eher fraglich. Vermutlich ist seine Verehrung nicht echter als die Kokospalme aus rötlichem Plastik, die man neben seinem Denkmal aufgestellt hat.

Bevor wir uns zur Siesta zurückziehen, eine kleine, von Jazzmusik begleitete Zwischenmahlzeit im Case Crevette, einem kirchenschiffgroßen Restaurant, das um diese Zeit ganz leer ist. Crevettensalat mit Pampelmuse, zu dem wir einen süßen Saft von einer Frucht trinken, die nach Kirsche schmeckt, deren Namen ich aber nicht verstehe. Den Salat fand ich so erfrischend lecker, dass ich mir gleich ein Rezept dazu notiert habe:

Man bedecke den Teller mit Stücken von Kopfsalatblättern. Dann schneide man Tomaten und das Fruchtfleisch einer Grapefruit – man kann auch Avocados nehmen – in mundgerechte Stücke, vermische das Ganze mit ausgelösten Crevetten, verteile die Mischung auf dem Salat und beträufle alles mit einer pikanten Senfvinaigrette.

Unser Balkon bietet eine wunderbare Plattform, um das Leben dieser gemächlichen Kleinstadt an uns vorbeiziehen zu lassen. An der Ecke gegenüber in dem kleinen Laden mit den schmutzig gelb getünchten Wänden kaufen die Leute ihren Kleinkram für den täglichen Bedarf. An der abgeblätternen blauen Tür eine verblichene Knorr-Werbung, daneben annonciert

Samstag, 25. Februar / Saint-Louis.

Bis 9.45 Uhr wunderbar durchgeschlafen. Während sich viele Touristen von Pferdekaleschen durch die Stadt kutschieren lassen, ziehen wir es vor, gemächlich durch die Straßen zu bummeln, in denen es kaum Verkehr gibt. Ohne Hast gehen die Menschen ihren Geschäften nach. Im Internetshop endlich mal eine schnelle Verbindung. In einer Stunde werde ich gleich drei E-Mails los.

Die Uferpromenade mit schmalen, betoniertem Gehweg und niedrigen Mäuerchen wurde noch von den Franzosen angelegt. Am Place Faïdherbe Kasernengebäude aus dem 19. Jahrhundert, die

ein verblasster Flyer eine Modenschau, die heute im hiesigen *Nightclub* stattfindet. Aus dem Innern leuchtet die allgegenwärtige Coca-Cola-Reklame von der Kühlbox. Über dem Geschäft ein Balkon mit einer Eisenbrüstung. Ein paar Wäschestücke hängen da, zwei Strümpfe, eine kurze weiße Hose. Ein leerer Stuhl, der wie verloren herumsteht, die Lamellentüren zum Haus sind hermetisch verschlossen. Hier wird sich erst wieder etwas rühren, wenn die Sonne untergegangen ist.

Leute ziehen vorbei und an ihren Gewändern erkennt man, dass wir uns nicht mehr auf dem Land befinden. Die Männer kleiden sich in weiße Kaftans und tragen das Moslemkäppi, aber genauso viele sieht man auch westlich in Hemd und Hose. Vor Sonnenuntergang drehen junge Senegalesinnen Arm in Arm ihre Runden, nicht anders als in jeder deutschen Kleinstadt. Sie ziehen an der alten Straßenverkäuferin mit Kopftuch vorbei, die ihren winzigen Stand neben der Ladentür gegenüber den ganzen Tag lang nicht verlässt. In kleinen Plastikbeuteln verkauft sie Erd- und Cashewnüsse. Als sie annimmt, ich fotografiere sie, verhüllt sie ihr Gesicht. Gegen 17 Uhr sehe ich sie ihren Oberkörper zum rituellen moslemischen Gebet zur Erde führen.

50 Meter weiter auf der rechten Seite lockt ein üppiger Straßenstand mit reichlich Obst- und Gemüse. Ich erkenne Melonen, Papayas, Pampelmusen, Orangen, Clementinen und Tomaten. Nach links fällt der Blick über eine Straßenkreuzung auf eine leer stehende Ruine, deren Obergeschoss komplett abgetragen ist. Ab und zu sieht man davor einen ärmlichen kleinen Stand, an dem Fische verkauft werden. Im Hintergrund ist ein schmaler Ausschnitt des Senegalflusses zu erkennen. So ziehen die letzten Tage unseres Urlaubs dahin.



Pelikankolonie im *Parc des Oiseaux*.

Sonntag, 26. Februar / Saint-Louis.

Um acht Uhr starten wir zur letzten Tour dieses Urlaubs, die uns auf dem Djoudij in den *Parc des Oiseaux* führen wird. Ein strenger älterer Engländer, der den Fahrer erst einmal kräftig ausschimpft, weil der ihm alles Mögliche versprochen hätte, und ein schweigsamer Traveller begleiten uns im Taxi. Der bei Ornithologen in aller Welt berühmte Park liegt 60 km von Saint-Louis entfernt in der Nähe der mauretanischen Grenze.

Wir fahren durch eine karge Sandlandschaft mit spärlichem Buschbewuchs, die schon die Wüste vorausahnen lässt. Mit der Zeit häufen sich die Wasserstellen, wir nähern uns dem Fluss. An der idyllischen Anlegestelle der Touristenboote sonnen sich zwischen Felsen versteckt zwei große Pythons.

Zweieinhalb Stunden sind wir auf dem Djoudij unterwegs. Vom Boot aus sehen wir Warzenschweine, ein fast zwei Meter langer Waran klettert gemächlich an Land. Am morastigen Ufer liegen bewegungslos Krokodile auf der Lauer. Berühmt ist der 16 000 Hektar große Park, der Weltnaturerbe der Unesco ist, jedoch vor allem durch die unzähligen Vogelarten, die sich hier finden lassen. Im Park überwintern zahlreiche Zugvögel, die aus Europa oder aus anderen Teilen Afrikas hierherkommen. Dem vielfach verzweigten Flusslauf folgend, sehen wir Kronenkränche, Fischadler und verschiedene andere Vogelarten. Auf einer felsigen Insel im Fluss haben sich riesige, kaum überschaubare Kolonien von Pelikanen niedergelassen. Im kahlen Geäst vom Wasser umspülter toter Bäume sitzen Kormorane.

Unser Führer, der angeblich sieben Jahre Erfahrung hat, weiß nicht gerade viel für die 22 000 CFA, die er uns für die Halbtagestour abgeknöpft hat – er betet alles nach, was H. entdeckt. Es ist eine Standardtour, für die die meisten Touristen, die wir in den anderen Booten sehen, nicht einmal ein Fernglas mitgebracht haben, aber schön ist sie trotzdem. Der Ausflug von Ziguinchor bleibt in diesem Urlaub allerdings unerreicht.

Gegen 14.15 Uhr sind wir wieder zurück und gönnen uns erst einmal einen erfrischenden Crevettensalat. Im Hotel sitze ich auf dem Balkon, lese und beobachte und wenn es mir zu heiß wird, ziehe ich mich auf mein Bett zurück, betrachte die Decke in dem schönen hohen



Auf der Fischerinsel.

Zimmer und lasse die Geräusche von draußen auf mich einwirken. *Drop City*, der die kalifornischen Hippies aufs Korn nehmende Roman von T.C. Boyle, der mich auf dieser Reise begleitet, will so gar nicht zu diesem Kontinent passen. Wie in Kalifornien gibt es auch hier viel Sonne, aber sie bringt

keine Leichtigkeit mit sich, sondern hängt wie eine Bedrohung über den Menschen. Nichtstun bedeutet keine Befreiung, sondern die existenzielle Härte schlechthin.

Obwohl deutlich weniger penetrant als in Banjul, ist mir die Aufdringlichkeit der Leute auch hier einen Tick zu viel. Als ich in einer schmalen, von Kunsthandwerkerläden gesäumten Straße eine Maske kaufen will, rücken mir die Verkäufer und Ausrufer derart massiv auf die Haut, dass ich mich viel zu schnell und für einen viel zu hohen Preis entscheide. Einer der Verkäufer läuft uns noch einige Straßen lang hinterher, immer wieder seine Maske anbietend – selbstverständlich für ein Drittel des Preises, den ich bezahlt habe –, bis wir ihn endlich verscheuchen können.

Zerlumpte Straßenkinder, die einfach nur stumm die Hand aufhalten.

Im *Case Crevette* trifft sich abends, bevor sie in die Diskotheken und Clubs zieht, die *Jeu-nesse dorée* der Stadt. Kaftans sieht man hier nicht. Spindeldürre, hochgewachsene junge Frauen schweben auf hochhackigen Schuhen durch den Raum, ohne uns auch nur einen einzigen Blick zu schenken. Auf dem Kopf ein flottes Baseballkäppi, dessen Rot wunderbar zum Schwarz der Haut passt, hautenge, wadenkurze Jeans oder Miniröcke, dazu bauchnabelfreie Tops mit Spaghettiträgern – sie sind sich ihrer Wirkung wohl bewusst. Alle Tische sind mit lärmenden Gruppen besetzt, man kennt sich bestens. H. isst einen etwas trockenen Ziegenbraten, ich eine wunderbare Fischplatte. Sie besteht aus zwei ganzen Fischen, wovon einer ein köstlich schmeckender Plattfisch ist, je zwei Fisch- und Tintenfischspießen (Spieße gibt es, ob mit Fleisch oder Fisch, in allen Restaurants) und, was in diesem Restaurant nicht fehlen darf, ein paar lecker in Knoblauch gebratenen Crevetten. Dazu die neben Kartoffeln und Reis häufigste Beilage im Senegal: grüne Bohnen. Das beste aller Essen bisher, allerdings hat die Qualität der Küche auf dieser Reise mit ihrem spürbar französischen Einschlag (auch in Guinea-Bissau!) unsere Erwartungen ohnehin deutlich übertroffen.

Montag, 27. Februar / Saint-Louis.

Entspanntes, wenn auch fliegenumschwirrtes Frühstück vorm Hotel. Baguette, Butter, Marmelade, frisch gepresster Pampelmusensaft. Auf der Straße ziehen Gruppen von tratschenden, kichernden Schulmädchen vorbei, gekleidet in blaue Kittel mit weißen Bordüren.

Wir schlendern über die Brücke zur Fischerinsel, in eine völlig andere Welt, ursprünglicher, kleinstädtischer als die urbane Altstadt, allerdings auch von einer durch den Fischfang geprägten hohen Dynamik. Über den mit Müll übersäten Sandweg, der die Hauptstraße darstellt, bahnen sich Kaleschen und ein paar wenige motorisierte Taxen ihren Weg. Die Kaleschen fahren hier für die Einheimischen, nicht mehr wie in der Altstadt nur für Touristen. Ein Ladengeschäft reiht sich an das andere, die Bebauung ist meist nur noch ein- oder zweistöckig. Kaum noch bettelnde Kinder. Sie rufen *Weißer* und freuen sich, einen zu berühren oder einem gar die Hand geben zu dürfen.

Hinter der Stadt zwischen Atlantik und Straße der langgestreckte, zum Teil von einer Mauer abgeschirmte, dennoch gut einsichtige mohammedanische Friedhof. Wir werden mehrfach streng ermahnt, dass es nicht erlaubt sei, ihn zu fotografieren. Und dann kommt etwas, womit wir nicht gerechnet haben, obwohl wir wussten, dass dies ein Fischerort ist. Östlich vom Friedhof erstreckt sich der riesige Fischmarkt von Saint-Louis. Unzählige Pirogen liegen hier am Senegalfluss vor Anker. Es ist kein Verbraucher-, sondern ein Händlermarkt und etwas Vergleichbares habe ich noch nirgendwo, an keinem Fischerhafen der Welt, erlebt. Ein unglaublicher Trubel, ein Gewusel von Hunderten von Menschen, die kaufen und verkaufen, be- und entladen. Soweit das Auge reicht, Fisch, Fisch, nichts als Fisch. Fisch in den Boo-



Fischmarkt.

ten, Fisch in den Kühlwagen, Fisch in Körben und Trögen, der Boden ist feucht von Blut und Wasser und übersät mit Fischabfällen. Ganze Köpfe liegen da, über die die Menschen achtlos hinwegtreten. Geflochtene Körbe stehen herum, über deren Rand die blanken Leiber quellen, dazwischen Tröge mit glitzerndem Eis. Ein paar Meter weiter verladen Arbeiter die mit Fisch gefüllten Kisten schon in die Kühlwagen, aus anderen Autos wird Eis in Truhen geschüttet und auf Pferdewagen verladen. Ein Fischer erzählt uns, dass der hier angelandete Fang in diverse afrikanische Staaten exportiert werde. Wir haben es schwer, uns zwischen dem Unrat, den vielen Menschen, den Pferde- und Kühlwagen unseren Weg zu bahnen. Irgendwann ist der Blick dann aber wieder frei, vor uns erstreckt sich zwischen

Flussarm und Meer die schmale Landzunge, die aus dem Ort herausführt. Ein paar Kilometer weiter gibt es noch ein paar Hotels und die Strände der Touristen. Wir biegen jedoch hinter dem Friedhof zum Atlantikstrand ab und gehen am Wasser entlang an toten Ziegen vorbei zur Stadt zurück.

Am Strand eine Ansammlung armseliger Buden. Hier, in unmittelbarer Reichweite des Meeres, haben die Ärmsten der Armen ihr Lager aufgeschlagen. Auf offenen Feuern kochen sie sich ihr Essen.

Das war, und so gar nicht erwartet, der letzte große Höhepunkt dieser Reise! Es wird jetzt Zeit, wieder nach Hause zu fahren – unsere innere Uhr hat sich längst darauf eingestellt. Nachmittags wieder in unser *Case Crevette* für den Crevettensalat, den H. heute mit Avocados statt Pampelmusen variiert, dann ziehen wir uns zur Siesta auf unser Zimmer zurück.

Abends hat das *Case Crevette* überraschend geschlossen. So war die Fischplatte gestern Abend schon mein vorgezogener Abschiedsschmaus, und es war einer vom Feinsten.



Familienleben auf der Fischerinsel.

Dienstag, 28.
Februar / Saint-
Louis-Dakar /
Abflug.

Letztes Frühstück im altherwürdigen, heute nur noch lieblos geführten *Hotel de la Poste*, da das Restaurant in unserer *Auberge* frühmorgens noch nicht geöffnet hat. In dem hohen Saal, der heute als Frühstücksraum dient, wurde 1910 das erste Kino der Stadt eröffnet. Abends haben

wir hier an der Bar, wo eine füllige Nutte auf übrig gebliebene Liebhaber wartete, immer unser letztes, einsames Bier getrunken, berieselt vom öden Programm von *TV 5* – bis der längst schlaftrunkene Kellner sich endlich traute, die Stühle hochzuklappen.

Auf der Rückfahrt nach Dakar gönnen wir uns den Luxus, drei Plätze zu kaufen. So sitzen wir für 13 000 CFA bequem zu zweit in der mittleren Reihe, während sich hinter uns drei Leute die enge letzte Bank teilen. Vier Stunden sind wir unterwegs und lassen uns vom Fahrer gleich zum Flughafen bringen.

Jetzt ist es 15.30 Uhr, wir sitzen im Obergeschoss des *Aéroport Senghor* in einem hellen, freundlichen Restaurant, haben gerade ein *Club Sandwich* verspeist und blicken auf den Flugplatz hinaus, auf dem ein paar einsame Maschinen der *Air Sénégal* herumstehen. In dem düsteren Flughafen, wo man gleich von allen möglichen Leuten umlagert wird, ist das Restaurant eine echte Oase. Ein paar Stunden Warten liegen noch vor uns. Um 16.50 Uhr sehen wir unsere Maschine aus Brüssel mit 45 Minuten Verspätung landen, sie fliegt weiter nach Monrovia. Ein Schuhputzer bringt für 75 Cent meine vom guineischen Meerwasser mitgenommenen Schuhe auf Hochglanz.

Um 18 Uhr noch zwei Bier und für jeden eine Portion *Spaghetti Bolognese*, dann ist unser letztes senegalisches Geld aufgebraucht. Im Restaurant nur noch schläfriger Betrieb. Ab und zu landet mal ein Flieger, während die untergehende Sonne die Flugbahn in ein unwirkliches Licht taucht. Was hier an- und abfliegt, lässt sich an einer Hand abzählen. Seltsame Wartestimmung, eine Mischung aus Wehmut, Freude und Langeweile. Wir sind allerdings etwas besorgt, weil wir in Brüssel nur eine Stunde Aufenthalt haben.

Doch unser Flieger startet pünktlich um 23.15 Uhr und wir kommen frühmorgens sogar ein paar Minuten vor der Zeit in Brüssel an. Also, denken wir, haben wir doch ausreichend Zeit, um unseren Anschlussflug zu erreichen. Von Laufbändern befördert, legen wir lange Strecken zurück, ohne auf die Zeit zu achten. Doch das ändert sich schlagartig, als wir unser Terminal erreichen. Plötzlich stehen wir in einer riesigen Halle mit Tausenden von Passagieren. Sicherheitscheck! Die Flughafenverwaltung hat die Checks von den einzelnen Gates abgezogen und an einer Stelle konzentriert. Dort sind aber nur sechs Kontrollstellen geöffnet und die sind durch die Massen von Passagieren, die gerade aus mehreren Großflugzeugen entladen wurden, völlig überfordert. Endlos lange Schlangen. Sie bewegen sich nur schrittweise voran und die Zeit verrinnt. Um sieben Uhr sollen wir abfliegen. Um 6.15 Uhr haben wir die Halle erreicht und eine halbe Stunde später sind wir immer noch weit von den Schaltern entfernt. Die Minuten vergehen. Um 6.55 Uhr schließlich eine Lautsprecherdurchsage. Auf Französisch, aber ich verstehe unsere Namen und der Rest lässt sich unschwer zusammenreimen: *Letzter Aufruf für die Passagiere ... Das Flugzeug wartet abflugbereit am Gate ...* Ich stürme nach vorn, aber die Kontrollbeamten nehmen mich nur achselzuckend zur Kenntnis. Andere Wartende meutern, ihnen ginge es doch genauso. Zurück also in die Schlange. Als wir endlich drankommen, meint der Beamte eine besonders eingehende Kontrolle meiner Schuhe vornehmen zu müssen, die ich ausziehen muss. Wir rennen jetzt, doch es ist noch eine weite Strecke bis zu unserem Gate und wir haben kaum noch Hoffnung. Doch am leeren Schalter wartet tatsächlich noch ein einsamer Flugbeamter auf uns. Ich stammele nur noch atemlos: *Impossible, that's impossible*. Er fragt lakonisch: *Der Sicherheitscheck?* und schimpft, dass sie solche Dramen jeden Tag erlebten. Die *Airlines* hätten dagegen bei der Flughafenverwaltung schon oft protestiert, weil die Kontrollen ihre Flugpläne vollkommen durcheinanderbrächten, aber es nütze nichts.

Draußen Schnee, Minusgrade, das fehlt uns gerade noch. Sah es vor einem Monat, als wir abgeflogen sind, nicht genauso aus in *Good Old Europe*? Ausgepumpt und verärgert lassen wir uns in unsere Sitze fallen. Der Flieger ist nicht einmal mit 20 Personen besetzt. Weil er aufgrund der Witterungsverhältnisse keine Startfreigabe erhält, steht er noch länger als eine Stunde auf dem Brüsseler Flughafen ...



Foto: H.